

»Jugend denkt«

Der Wettbewerb für junge Philosophinnen
und Philosophen von der
Stiftung Kulturregion Hannover

DOKUMENTATION
des Wettbewerbs 2011



Die Villa Behrends in Norden/Ostfriesland. Hier findet regelmäßig das als Preis
ausgelobte Philosophiewochenende mit den Preisträger(inne)n statt.

Herausgeberin
Stiftung Kulturregion Hannover

Redaktion
Friederike Kohn, Anja Römisch

Lektorat und Layout
Sara Strußmann

Fotos
S. 1: Detlef Horster; S. 6, 85: Helge Krückeberg; S. 12: Philipp Steinkellner; S. 80: Horst Galuschka; S. 83: Friederike Kohn

Alle anderen Aufnahmen entstammen dem Privatbesitz der abgebildeten Personen.

Vervielfältigung

Die Dokumentation einschließlich aller Texte ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Wiedergabe durch elektronische Medien und der Speicherung in Datenverarbeitungssystemen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes ist ohne Zustimmung der Autoren bzw. der Stiftung Kulturregion Hannover unzulässig und strafbar.

All rights reserved.

© Oktober 2011 Stiftung Kulturregion Hannover und Autoren

Inhalt

	Seite
Grußwort des Vorstands	4
Gedanken zum Wettbewerb	6
„Jugend denkt“ 2011 – Zahlen und Fakten	8
Kleiner Festvortrag: Über Kindheit, Jugend und Alter – in der Philosophie und im 'richtigen' Leben	12
Beiträge der Preisträger(innen)	
Altersgruppe 1	
1. Preis – Jonathan Krude	23
2. Preis – Anna Sophia Gerdes	35
3. Preis – Hannah Dressler	43
Altersgruppe 2	
1. Preis – Miguel de la Riva	49
2. Preis – Julia Harzheim	61
3. Preis – Katharina Trettenbach	73
Die Projektleitung	80
Die Jury	82
Die Stiftung Kulturregion Hannover	84

Grußwort

Im Jahr 2001 wurde der Philosophiewettbewerb „Jugend denkt“ von der Stiftung Kulturregion Hannover zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Jahre ist das nun her.

Fast 1.000 junge Menschen haben sich seither an unserem bundesweiten Wettbewerb beteiligt. Sie haben sich unseren Fragen an die Gesellschaft gestellt und haben reflektiert und analytisch eigene Gedanken und Normen entwickelt. Gepaart mit jugendlicher Frische und Idealismus können viele Wettbewerbsbeiträge als herausragende eigene gedankliche Leistung gewertet werden.

Über den Zeitraum von zehn Jahren hinweg erkennen wir, dass sich die zentralen Fragen für Jugendliche in unserer Gesellschaft kaum gewandelt haben. Es sind vor allem die existenziellen Sinnfragen, für die die Jugendlichen deutliche Präferenzen zeigen: Was ist ein sinnvolles Leben? (2001), Was macht es wert zu leben? (2003), Habe ich das Recht meinen Tod selbst zu bestimmen? (2005), Wie wirklich ist die Wirklichkeit? (2007). Was ist Gerechtigkeit und ist sie notwendig für das Funktionieren der Gesellschaft? (2009).

In diesem Jahr war es vor allem eine Frage, die alle besonders stark bewegte: „Was ist eigentlich Zeit?“

Wir alle wissen, wie sehr auch schon Jugendliche heute unter Zeitdruck geraten. Verdichtete Schuljahre und Leistungsdruck verlangen den Jugendlichen viel ab. Für Hobbys und Freunde bleibt immer weniger Zeit. Kein Wunder also, dass die Frage nach dem Wert und der Beschaffenheit von Zeit unseren diesjährigen Wettbewerb dominiert hat.

Wir freuen uns, dass sich trotz der ausgefüllten Stunden und Tage auch diesmal wieder so viele Jugendliche Freiräume geschaffen haben, um an unserem Wettbewerb teilzunehmen. Sich in Ruhe und mit Muße den Fragen des Wettbewerbs zu stellen, ist ein Wert an sich. Davon sind wir überzeugt.

Wir danken allen, die teilgenommen haben, und gratulieren den Preisträgerinnen und Preisträgern besonders herzlich.



Hauke Jagau
Regionspräsident der Region Hannover



Walter Kleine
Vorstand der Sparkasse Hannover

Stiftungsvorstand

Anja Römisch

Geschäftsführerin der Stiftung
Kulturregion Hannover



Anleitung zum Selberdenken

„Hä?“ ist keine Antwort! So viel steht fest. Mit unserem Philosophiewettbewerb „Jugend denkt“ fordern wir Jugendliche dazu heraus, sich grundlegend mit spezifischen Fragen unserer Gesellschaft zu befassen.

Jede Generation entwickelt für sich eigene Maßstäbe und Wertvorstellungen. Junge Menschen denken vielfach freier, sind unkonventioneller und mutiger. Nehmen wir nur den jungen Steve Jobs, der seine technischen Visionen in einer Garage entwickelte und nur wenige Jahre später die Welt damit veränderte. Es sind die Vordenker, die Visionäre, die dies schaffen. Dazu muss man zu Wort kommen wollen.

Nicht alles als gegeben hinzunehmen, sondern die Dinge kritisch zu hinterfragen, ist eine große Leistung, die Beachtung und Anerkennung verdient.

Zehn Jahre Philosophiewettbewerb „Jugend denkt“ zeigen, dass Jugendliche philosophischen Fragestellungen ein großes Interesse

entgegenbringen. Und – auch das steht fest – von ihren Antworten können Erwachsene noch etwas lernen. Originell, klar argumentierend, tiefsinnig und auch selbstkritisch sind die Beiträge von jungen Wettbewerbsteilnehmer(inne)n aus allen Bundesländern. Auch wenn sie sich zum Teil mit derselben Frage auseinandersetzen, sind doch die Antworten höchst individuell in Stil und Inhalt.

Mit insgesamt 90 Wettbewerbsbeiträgen ist der diesjährige Wettbewerb bundesweit erneut auf eine gute Resonanz gestoßen. In zwei Alterskategorien (14-16 Jahre und 17-20 Jahre) wurden die Beiträge von einer qualifizierten Fachjury gesichtet und bewertet. Die Stiftung Kulturregion Hannover fördert mit diesem Wettbewerb, der alle zwei Jahre ausgeschrieben wird, reflektiertes und eigenverantwortliches Handeln und den Mut zur Formulierung einer eigenen Meinung.

Folgende Fragen wurden 2011 zur Beantwortung angeboten:

1. Was ist Menschenwürde?
2. Was ist eigentlich Zeit?
3. Sollte Neuro-Enhancement erlaubt sein?
4. Kann aus einem bösen Motiv eine gute Tat hervorgehen?
5. Gibt es eine moralische Verpflichtung der Natur gegenüber?
6. Was macht echte Freundschaft aus?

Mit einem Aufsatz, der eine der Fragen gezielt beantwortete, konnten sich die Jugendlichen an dem Wettbewerb beteiligen. Wissen und Belesenheit waren dabei als Auswahlkriterien für die Jury weniger wichtig als das Herleiten einer eigenen Meinung und die wohlüberlegte Formulierung und Stichhaltigkeit von Gedanken und Argumenten.

„Jugend denkt“ 2011 – Zahlen und Fakten

Wettbewerbszeitraum: 1. April bis 31. Juli 2011

Eingesandte Beiträge gesamt:	90
Altersgruppe 1 (14-16 Jahre)	44
Altersgruppe 2 (17–20 Jahre)	46

Von den Beiträgen kommen aus:

Region Hannover	13
Niedersachsen	35
Restliches Bundesgebiet	55

Zwei Drittel der Teilnehmer(inne)n sind weiblich, ein Drittel männlich.

Die vorgegebenen Fragestellungen ...

1. Was ist Menschenwürde?
2. Was ist eigentlich Zeit?
3. Sollte Neuro-Enhancement erlaubt sein?
4. Kann aus einem bösen Motiv eine gute Tat hervorgehen?
5. Gibt es eine moralische Verpflichtung der Natur gegenüber?
6. Was macht echte Freundschaft aus?

.... wurden von Teilnehmer(inne)n und Preisträger(inne)n mit folgender Gewichtung ausgewählt und beantwortet:

Altersgruppe 1

Frage	insgesamt	Preisträger
1	1	
2	16	2
3	4	1
4	0	
5	15	
6	8	

Altersgruppe 2

Frage	insgesamt	Preisträger
1	6	
2	15	1
3	8	
4	6	1
5	7	1
6	4	

Über den Wettbewerb haben die Teilnehmer(innen) vor allem durch ihr Lehrpersonal / die Schule erfahren (38 Meldungen) und über das Internet (31 Meldungen), aber auch durch die Zeitung (9 Meldungen) sowie Eltern und Freunde (8 Meldungen).

Seitdem der Wettbewerb 2001 zum ersten Mal ausgeschrieben wurde, haben sich insgesamt 970 Jugendliche daran beteiligt.

Weitere Informationen über „Jugend denkt“ sind auf der Website www.jugenddenkt.de der Stiftung Kulturregion Hannover zu finden.

Die Preisträger(innen) „Jugend denkt“ 2011

Altersgruppe 1 (14–16 Jahre)

Preis	Personenangaben	Wettbewerbsfrage
1. Preis: Sprachreise im Wert von 1.300,- Euro + Philosophiewochenende	Jonathan Krude 17 Jahre Alterthim (Bayern)	Was ist eigentlich Zeit?
2. Preis: Konzert- oder Theaterkarten im Wert von 200,- Euro + Philosophiewochenende	Anna Sophia Gerdes 16 Jahre Balve (Nordrhein-Westfalen)	Sollte Neuro-Enhancement erlaubt sein?
3. Preis: Teilnahme an einem Philosophiewochenende an der Nordsee für zwei Personen	Hannah Dressler 15 Jahre Meschede (Nordrhein-Westfalen)	Was ist eigentlich Zeit?

Altersgruppe 2 (17–20 Jahre)

Preis	Personenangaben	Wettbewerbsfrage
1. Preis: Zweimonatiger Aufenthalt am Institute for Human Science (IWM) in Wien in Form eines Stipendiums (mtl. 750,- Euro) oder alternativ ein Laptop mit Drucker im Wert von 1.300,- Euro + Philosophiewochenende	Miguel de la Riva 20 Jahre Köln (Nordrhein-Westfalen)	Gibt es eine moralische Verpflichtung der Natur gegenüber?
2. Preis: Konzert- oder Theaterkarten im Wert von 200,- Euro + Philosophiewochenende	Julia Harzheim 19 Jahre Kirchheim/Teck (Baden-Württemberg)	Kann aus einem bösen Motiv eine gute Tat hervorgehen?
3. Preis: Teilnahme an einem Philosophiewochenende an der Nordsee	Katharina Trettenbach 17 Jahre Weiden (Bayern)	Was ist eigentlich Zeit?

Cornelia Klinger

Kleiner Festvortrag



Über Kindheit, Jugend und Alter – in der Philosophie und im 'richtigen' Leben

Aristoteles hat gesagt, die Mathematik könne und solle man in der Jugend lernen und betreiben, die Philosophie dagegen sei eine Sache des Alters. Denn die logischen und mathematischen Gesetze werde der junge Geist in sich selbst finden, die Philosophie dagegen bedürfe darüber hinaus der Erfahrung – und Erfahrung kommt nur im Lauf der Zeit, mit der Lebenszeit, mit dem Alter. So ist also von Anfang (der Philosophiegeschichte) an ein Gegensatz behauptet worden zwischen dem philosophischen Denken und der Jugend. Um Aristoteles' Aussage kurz und bündig zusammenzufassen: Philosophie ist nichts für Kinder und Kinder taugen nicht zur Philosophie.

Dagegen berichtet uns Platon im *Phaidon*, dass das Todesurteil, das die Behörden von Athen über den Sokrates verhängten, damit begründet wurde, dass dessen Reden den Staat gefährdeten, indem sie *die Jugend* faszinierten und betörten. Heißt das nun etwa: Die alte Philosophie macht sich bereits seit ihren Anfängen verdächtig als Verführerin der Jugend?



Zunächst müssen wir uns mit Aristoteles die Frage stellen, ob es nicht tatsächlich ein Unding ist, über das „Philosophieren mit Kindern“ nachzudenken, ob es nicht Unsinn ist, gar einen Wettstreit zwischen Jugendlichen zu veranstalten, in dem es um die großen Fragen des Lebens geht. Wie soll denn jemand wissen können, ja überhaupt nur der Frage „*Was ist Zeit?*“ nachgehen wollen, wenn sie oder er selbst gerade erst sechzehn Jahre zählt? Wie sollen Jugendliche Lösungen finden für so schwierige Probleme wie zum Beispiel, ob ein Mensch das Recht hat, dem eigenen Leben ein Ende zu setzen, oder die Gesellschaft Pflichten gegenüber der Natur hat oder welche Argumente für beziehungsweise gegen die Verbesserung menschlicher Fähigkeiten durch neue Technologien (Neuro-Enhancement) sprechen; ganz zu schweigen von Antworten auf die vielen „Eigentlich“-Fragen: was denn eigentlich Schönheit sei, was echte Freundschaft, was wahre Gerechtigkeit und so weiter?

Unsere Erfahrung lehrt uns, Aristoteles zu widersprechen und festzustellen: Ja, philosophische Fragen sind – wenn ich so sagen darf – „kindgerecht“ und *vice versa*: Junge Menschen sind durchaus in der Lage, philosophisch zu denken!

Für den Wettbewerb „Jugend denkt“, den Detlef Horster initiiert hat und den die Stiftung Kulturregion Hannover ausschreibt, haben im Lauf der letzten zehn Jahre Hunderte von Jugendlichen zwischen 14 und 20 Jahren auf die eben genannten und viele andere Fragen Antworten gegeben, die uns, die Initiatoren, Organisatoren und Juroren des Wettbewerbs – nein, gewiss nicht immer alle, aber doch recht viele und nicht selten – in Erstaunen versetzt, mit Bewunderung erfüllt und nachdenklich gemacht haben. Dabei ist uns aufgefallen, dass die Teilnehmer(innen) nicht etwa bevorzugt jene Fragen

zur Beantwortung ausgewählt haben, die eventuell aus ihrem eigenen jugendlichen Erfahrungshorizont heraus halbwegs naheliegend wären, sondern im Gegenteil, dass sie sich gerade mit den besonders schwierigen und abstrakten Fragen auseinandergesetzt haben und dass dabei die Gruppe der Jüngeren, also der 14- bis 16-Jährigen Antworten findet, die uns oft besonders überrascht und überzeugt haben (und das, obwohl der Wissenszuwachs, den die ältere Gruppe gegenüber der jüngeren aufzuweisen hat, beträchtlich und ebenfalls beeindruckend ist).

☆

In den wenigen Minuten, die mir zur Verfügung stehen, um Sie, die Preisträger(innen) zu ehren und mit Ihnen allen gemeinsam den Anlass zu feiern, möchte ich Ihnen meine Vermutungen über die Gründe vortragen, warum das so ist, das heißt: Warum mir ein besonderes Näheverhältnis gegeben zu sein scheint zwischen den philosophischen Fragen und der Lebenssituation von Jugendlichen. Diese Nähe ist nicht zufällig, vielmehr liegt diese 'Passförmigkeit' im Wesen der Philosophie selbst begründet, in den Arten und Weisen, den Wegen und Zielen des philosophischen Denkens und in der besonderen Stellung, die dieses Denken unter anderen Erkenntnis- und Wissensformen einnimmt.

Philosophisches Denken hat mit Glauben und Wissen zu tun. Philosophie hat so einerseits manches mit Religion und Wissenschaft gemeinsam. Andererseits unterscheidet sich Philosophie von Religion ebenso grundlegend wie von Wissenschaft:

Mit Mythologie und Religion teilt Philosophie die Orientierung, die Ausrichtung auf ein Sinn-Ganzes. Wie die großen Mythen- und Glaubensgebäude der alten Zeit fragt auch Philosophie nach Anfang und Ende aller Dinge, nach dem „All“, nach der Welt, nach dem Wo-

her und Wohin des Menschen, nach Warum und Wozu, nach dem Sinn. – Aber anders als der Mythos ist Philosophie keine Erzählung: Philosophie spinnt keine große(n) oder kleine(n) Geschichte(n), die die Welt erklären. – Anders als Religion (er)kennt Philosophie keine höhere, transzendente Ordnung, keine göttliche Offenbarung der Wahrheit. Anders als Religion hat Philosophie kein festes Fundament in Glaubenssätzen und -dogmen, zu denen sich bekennd sie der Wahrheit teilhaftig würde und alle Fragen beantworten könnte.

Seit der Zeit der griechischen Antike, in der sich das philosophische Denken von der Vorstellungswelt von Mythen und Göttern getrennt hat, und spätestens seit der Zeit, da die moderne Philosophie sich vom Dienst an der christlichen Religion verabschiedet, ihre Stellung als „Magd der Theologie“ (*ancilla theologiae*) gekündigt hat, verzichtet Philosophie auf die Annahme eines transzendenten Wissensstandpunkts und geht vom Menschen aus, vom „Ich denke“ im Hier und Jetzt, unter den Bedingungen von Zeit und Raum.

Diesen Standpunkt in der „Sphäre unter dem Monde“, in der Immanenz, in der alles dem Wandel der Zeiten und der Differenz der Orte unterliegt, teilt die Philosophie mit der modernen Wissenschaft, die mit und seit Descartes aus dem Zweifel der Philosophie an den alten Wahrheiten geboren wurde. – Aber anders als Wissenschaft zieht Philosophie sich nicht (oder jedenfalls nicht gänzlich) zurück auf die Suche nach formalen Gesetzen der Vernunft und nach empirischer Evidenz, nach rationaler Sicherheit und materialer Gewissheit. Mit jenem „ermäßigten Vernunftbegriff“¹ von Rationalität, wie ihn die modernen Wissenschaften zugrunde legen, und der sich allemal an Machbarkeit und Effizienz erweist, der sich im Machen herstellt und auf Nutzen,

¹ Jürgen Habermas: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt: Suhrkamp 1985. S. 57.

den eigenen Nutzen der Menschen, den Eigennutz, bezogen ist ... nein, damit findet das philosophische Denken sich nicht ab: *the proof of the cake is NOT the eating*. – Anders als Wissenschaft ersetzt Philosophie die alte Suche nach dem Sinn, nach dem Wissen „Warum“ und „Wozu“ nicht vollständig durch die neue Suche nach dem Wissen „Wie“, nach dem Know-how eines instrumentellen Denkens.

In alter Zeit war Philosophie Magd der Theologie; an der Schwelle zur neuen Zeit / Neuzeit wird sie zur Mutter der Wissenschaft. In keiner dieser beiden Funktionen geht ihre Gestalt ganz auf. Die moderne Philosophie hält weder das Ganze für erkennbar, wie die alte Herrin Theologie, noch hält sie – so wie die junge Tochter Wissenschaft – alles für machbar oder gar Machbarkeit für alles. – Modern ist Philosophie in der Erkenntnis, dass unter den Bedingungen von Zeit und Raum nicht nur alle Dinge und Verhältnisse kontingent, das heißt zufällig und hinfällig, beliebig und endlich sind, sondern dass auch das Denken selbst einen „Zeitkern“² hat, dass eine jede Idee oder Theorie sowohl „historisch bedingt“ als auch „historisch überholbar“³ ist, dass die philosophischen Begriffe und Kategorien „*historische, vergangliche, vorübergehende Produkte*“⁴ sind. Und dennoch beschwört auch und gerade die moderne Philosophie (als kritische Theorie) „die innere Unabhängigkeit“ des Denkens, „das Wahre nicht fallen zu lassen, sondern in seiner Anwendung fest zu bleiben, wiewohl es einmal vergehen mag“⁵.

² Max Horkheimer / Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*. (1947 bei Querido, Amsterdam). Fischer TB Frankfurt 1971. S. IX.

³ Ebd.

⁴ Karl Marx: *Das Elend der Philosophie* (1846). MEW 4, 130.

⁵ Max Horkheimer, *Zum Problem der Wahrheit*. (1935) In: Ders., *Gesammelte Schriften* Bd. 3. *Schriften 1931-1936*. Hg. v. Alfred Schmidt. Frankfurt: Fischer 1988. S. 319.

Ich muss zugeben: Damit befindet sich Philosophie in einer prekären, wenn nicht geradezu absurden Position.

☆

Und warum bin ich nun der Meinung, dass dieses problematische und überdies schwierige 'Geschäft' des philosophischen Denkens sich zum Zeitvertreib oder zur Übung für Jugendliche besonders eignen würde?

Die Situation eines jungen Menschen in unserer Gesellschaft lässt sich vielleicht so beschreiben: Am Anfang des Lebens, am Start zu stehen, ohne das Ziel zu (er)kennen, viel zu lernen zu haben und dabei alles Mögliche glauben zu sollen, klein und ohnmächtig zu sein vor der Übermacht der Großen, zunächst nichts und recht lange (eigentlich für immer) nur verschwindend wenig zu wissen – aber doch sehr bald für das eigene Sein und Tun verantwortlich gemacht zu werden und bereits nach ein paar wenigen Jahren zu ahnen, mit dem Ganzen des eigenen Lebens selbst denkend und handelnd fertig werden, um am Ende allein sterben zu müssen. Kein Kinderspiel!

In dieser Situation stellen sich Fragen: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen (glauben)?“ – so lauten die Fragen in der Zusammenfassung von Immanuel Kant. Der Philosoph stellt dieselben Fragen, wie jedes Kind sie (sich) stellt, stellen muss, und *vice versa*: Jeder junge Mensch stellt grundsätzlich dieselben Fragen wie der große Philosoph. Und selbstverständlich haben alle großen Philosophen Antworten gesucht und sogar gefunden – so wie jedes Kind, jeder kleine Mensch das auch tun muss. Trotzdem liegt die Stärke der Philosophie nicht in den Antworten.

Philosophie lehrt kein Wissen, predigt keinen Glauben und gibt keine Handlungsanleitung – schon gar nicht leistet sie einen Beitrag zur

„Lebenskunde“, sie taugt weder als *Selfhelp*-Ratgeber noch als Therapie. Mit und seit Sokrates wissen wir, dass wir nichts wissen. Und nicht nur das: Seit im Übergang von der alten Zeit zur Neuzeit jene große Kluft zwischen Sinnwissen und Funktionswissen eingetreten ist, wissen wir, dass wir sogar weniger wissen, je mehr wir wissen, dass jedem Wissensfortschritt ein Wahrheitsverlust entspricht.⁶

Philosophie lehrt nur eines, nämlich Denken, genauer gesagt: *Nach*-Denken und Nach-Denken heißt, den Fragen *nachzugehen* und zwar den Fragen als solchen – ohne Rücksicht auf die Antworten. Die eigentliche Sache, das Anliegen der Philosophie sind nicht die Antworten, sondern die Fragen. Das philosophische Denken misstraut stolzen Behauptungen von Wahrheit und Gewissheit und hält fest an all den ganzen Fragen – auch und gerade an den alten Fragen nach dem Ganzen, die im Lauf der Zeit als „Kinderfragen“ (Gottfried Benn) abgetan worden sind. Philosophie ist dasjenige Projekt, das solche Fragen weder beantwortet noch zerstreut, weder beseitigt noch verdrängt. Philosophie ist nebst vielem anderen, darunter auch manchem Nebensächlichen und Irrigen, diejenige Veranstaltung, die es ermöglicht, die alten Kinderfragen klar und deutlich zu stellen, die Fragen nach dem je einzelnen Woher und Wohin, nach Anfang und Ende der „Welt“, nach Sinn und Ziel, nach Sein und Nichts; also jene Fragen, die auch deshalb Kinderfragen genannt werden dürfen, weil sie – obwohl alt wie die Welt – sich hartnäckig in jedem jungen Leben neu stellen.

⁶ „... wir haben ... uns und die Natur und alles sehr viel besser kennen gelernt, aber der Erfolg ist sozusagen, dass man alles, was man an Ordnung im einzelnen gewinnt, am Ganzen wieder verliert, so dass wir immer mehr Ordnungen und immer weniger Ordnung haben“ (Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften. Hg. v. Adolf Frisé. Reinbek: Rowohlt 1981. S. 379).

Philosophieren heißt aber nicht nur fragen, sondern bedeutet auch, die Fragen überhaupt erst aufzuspüren, „hinter dem breiten Rücken der Antwort“ (Günter Eich), der Antworten, die wir vorfinden, die uns vorgegeben werden, die wir vorgesetzt bekommen. Wenn es uns frei steht zu fragen, warum die Banane krumm ist, warum überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts, dann werden auch Zweifel möglich: Was wäre, wenn wir den fest gefügten Beton um uns herum im Geiste etwas anheben würden, um zu sehen, was wäre, wenn das Gebäude nicht da wäre, wenn nichts (da) wäre? Denken enthält auch die Möglichkeit etwas *wegzudenken*, um sich am Ende vorstellen zu können, dass alles ganz anders sein könnte und es vielleicht schon morgen werden kann ... Das philosophische Fragen öffnet den Horizont, es gibt die Möglichkeit, Zweifel zu äußern, Kritik zu üben. Wenn Glauben Gehorsam fordert, wenn Wissen Macht ist, dann heißt Philosophieren, den Gehorsam zu verweigern und der Idee von Macht abzuschwören. – Oh, ja! Die Obrigkeit von Athen hatte durchaus recht, den Sokrates zu verurteilen: Wer das philosophische Fragen lehrt, „verführt“ die Jugend, alles in Frage zu stellen und das gefährdet – damals wie heute – die betonierte Ordnung.

Aber das ist noch nicht alles. Hinter der philosophischen Kunst, zu fragen, steht nicht nur die Kraft der *Negation*, sondern noch ein Stück weiter dahinter steht die Möglichkeit der *Reflexion*, das heißt der Beleuchtung und Betrachtung von außen, gleichsam im Spiegel. Auf dieser Meta-Ebene stellen sich nicht die Fragen, was wir wissen können, was wir hoffen/glauben dürfen oder wie wir handeln sollen, sondern es stellt sich die Frage nach der Frage selbst, danach, was wir überhaupt wissen wollen, was wir erwarten können, und was wir *eigentlich* tun, wenn und indem wir solche Fragen nach dem Wissen, Glauben und Handeln stellen. Mit anderen Worten: Wir fragen nicht nur nach etwas; sondern wir fragen auch, warum wir danach fragen.

In dieser Dimension der Reflexion wird die Frage schließlich selbst-reflexiv: „*wir fragen uns ...*, *ich frage mich ...*“ sagen wir oft im alltäglichen Sprachgebrauch. Und das ist nicht nur rhetorisch zu verstehen, sondern das ist die Basis, um mich selbst im Spiegel anzuschauen, um meine je eigene Position, mich selbst zu „hinterfragen“ – ohne doch jemals ganz „dahinter kommen“ zu können.

☆

Von hier aus kommt dann allmählich vor den Blick, was seit alters her Ausgangs- und Endpunkt des philosophischen Denkens war und ist: weder Wissen noch Glauben, weder Hoffen noch Handeln, sondern (Selbst-)Erkenntnis und – noch ein Schritt: *Weisheit*.

Weisheit (*sophia*) ist jene menschliche Eigenschaft, die uns nicht in die Lage versetzt, Berge zu versetzen (wie der Glaube und die Hoffnung das können) oder Bauwerke aus Stahl und Beton zu errichten (wie die auf Wissen(schaft) gegründete Technologie). Weisheit ist jene bescheidene Fähigkeit, mit der Welt und seinem Ich umzugehen, die beide fraglich, fragwürdig sind und letztlich Rätsel bleiben. Weisheit macht geschickt für den Umgang mit einer Wirklichkeit, die prinzipiell unerkennbar, unglaubwürdig und unzugänglich ist und mit der wir in ihrer Unumgänglichkeit umgehen müssen. Weisheit ist die Fähigkeit zu zweifeln, ohne zu verzweifeln, zu kritisieren und zu negieren, ohne dadurch zu zerstören.

Im Verhältnis zur Welt und zum Ich ist Weisheit *Gelassenheit*. Im Verhältnis zu anderen Menschen kann aus dieser Weisheit-Gelassenheit *Toleranz* entstehen – oder sogar vielleicht noch etwas mehr als bloß Toleranz, nämlich Neigung, Zuneigung – Liebe zu allen anderen, zum ganz Anderen. An diesem Punkt wird verständlich, warum die Philosophie nicht einfach nur Weisheit (*sophia*) heißt, sondern warum ihr Name aus zwei Teilen zusammengesetzt ist.



1. Preis (Altersgruppe 1)

Jonathan Krude, 17 Jahre, Altertheim (Bayern)

Was ist eigentlich Zeit?

„Zeit“, das ist zuallererst ein Wort. Es ist ein Substantiv im Femininum, das hier im Nominativ Singular verwendet wird. Inhaltlich wird der Begriff im Brockhaus als fundamentale „(...) nicht umkehrbare, nicht wiederholbare Abfolge des Geschehens, die als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft am Entstehen der Dinge erlebt wird“, definiert. Etymologisch leitet es sich vom althochdeutschen Wort „zit“ ab, das im Großen und Ganzen dasselbe bedeutete.

Noch Fragen offen? Ja, und zwar jede Menge. Die sprachliche Betrachtungsweise mag ja wirklich interessant und lehrreich sein. Doch so wichtig es auch ist, sich die zwei Ebenen einer solchen Frage vor Augen zu führen, möchte ich darauf hinweisen, dass es eben gerade darum hier und jetzt nicht gehen soll. Wir wollen nicht herausfinden, was das Wort bedeutet und welche Eigenschaften es hat. Wir müssen hoffen, dass wir alle das gleiche Phänomen im Kopf haben, dann hat das Wort seinen Zweck erfüllt.

Nun stellen wir uns die Aufgabe, uns den Rätseln und Fallstricken zu widmen, die noch im Phänomen verborgen sind, damit wir seine Bedeutung und seine Eigenschaften an sich ergründen können. Die obige „Definition“ ist dazu nur ein Anfang. Sie paraphrasiert zwar sehr schön, was wir alle uns vorstellen, wenn wir an Zeit denken, sagt aber noch sehr wenig über das Wesen des Phänomens aus. Eine ganze Reihe von offenen Fragen verdeutlichen, wie wenig bisher über die Zeit an sich gesagt wurde: Warum eilt die Zeit an uns vorbei, oder eilen etwa wir in ihr? Gibt es verschiedene Zeiten für jeden

von uns oder eine Universalzeit, die wir nur unterschiedlich wahrnehmen? Wieso können wir uns in den Dimensionen der Ausdehnung frei bewegen, in der Zeit jedoch nur vorwärts? Impliziert Zeit unbedingt Vergänglichkeit und Tod? Woher wissen wir überhaupt, dass so etwas wie Zeit existiert?

Es liegt also noch Einiges vor uns, um dem Wesen der Zeit beizukommen. Und auch der Brockhaus schiebt immerhin noch einmal zwei Seiten bezüglich ihrer Eigenschaften hinterher.

Doch halt: Kann der Zustand unseres Wissens über die Zeit wirklich so mangelhaft sein, wie ich ihn gerade beschrieben habe? Immerhin richtet sich unser gesamtes Leben nach ihr und ihrer weltlichen Stellvertreterin, der Uhr. Der Wecker klingelt morgens penetrant weiter, zuverlässig die Vergänglichkeit des Schlafes implizierend. Und wenn der Arbeitstag dann doch beginnt, erscheint es absurd, die Existenz des Zeitdrucks in Frage zu stellen. Physiker rechnen mit t sehr präzise, und auch unser Leben wird von einer Unbestimmtheit der Zeit höchstens in Bezug auf Zug-Ankunftszeiten tangiert. Ist das beschriebene Problem etwa ein rein künstliches, das nur unter den sterilen Bedingungen des philosophischen Elfenbeinturms existieren kann und mit der Alltagsrealität nichts zu tun hat? Ich glaube nicht. Allerdings ist es sehr schwer, die Relevanz einer Frage für „die Menschen“ festzustellen. Bedeutet die Tatsache, dass jemand einen straffen Terminplan hat und die Uhr zu seiner stillen Regentin erklärt, denn, dass er sich nicht mit der eigenen Vergänglichkeit auseinandersetzt? Schließlich sollten auch Philosophen nicht notorisch unpünktlich sein! Nur weil man sein alltägliches Leben darüber nicht vernachlässigt, heißt das nicht, dass man die weiter entrückten Fragen automatisch ignoriert. Und auch wenn sich nicht jeder unbedingt dafür interessiert, wie viele Engel auf die Spitze einer Nadel passen, begegnen doch sicher die meisten Menschen der Frage nach dem

Sinn des Lebens. Philosophie kann und muss die essenziellen und damit auch relevantesten Themen der Menschheit behandeln, Themen, die unser Verständnis in Bezug auf Gott und die Welt, Leben und Tod, aber auch uns selbst erweitern und bereichern. Und so wie die Frage nach den Engeln sich auf die Existenz einer unsterblichen Seele beziehen kann, steht auch die Frage nach dem Wesen der Zeit in Verbindung mit eben den Dingen, die uns Menschen bewegen. Von daher ist es ganz natürlich, dass es mein erklärtes Ziel sein muss, die Zeit in ihrer ersten und allgemeinsten Form zu behandeln, um die Thematik in ihrer ganzen Größe erkenntlich zu machen. In diesem Sinne ist, denke ich, auch das „eigentlich“ in der Fragestellung als „grundsätzlich“ zu verstehen.

Befreien wir uns also von all dem Ballast, der in unserem Verständnis den Weg zum Kern der Sache versperrt, indem wir, ganz schlicht, unsere Ausgangsbasis freilegen:

Was ist es, was wir wirklich wissen von dem, was wir als Zeit bezeichnen, und woher wissen wir es? Vielleicht wäre es ein kluger Schritt, das Pferd von hinten aufzuzäumen und zu überlegen, worin der Unterschied bestünde, wenn es die Zeit nicht gäbe. Doch der Versuch, sich diesen Umstand vorzustellen, fällt schwer. Anstatt hübsch ordentlich vom Tisch zu fallen und am Boden, den Inhalt auf dem Teppich verteilend, zerschmettert zu werden, befindet sich die Teetasse zugleich im freien Fall, auf dem Teppich und in der ungeschickten Hand. Diese allerdings ist sowieso gerade noch damit beschäftigt ein Auto zu putzen, das sich noch in Planung befindet (und/oder gerade verschrottet wurde), und ein Buch zu lesen, dessen Autor zum Zeitpunkt des Geschehens gerade geboren wird. Ein verwirrendes Kaleidoskop der Gleichzeitigkeit tut sich auf, in dem alle Möglichkeiten zur gleichen Zeit (nämlich gar keiner, immerhin gibt es keine!) auftreten, und in das der menschliche Geist kein System

zu bringen versteht, denn es besitzt keines. Doch noch ein anderes „zeitloses“ Szenario ist möglich: Immerhin wäre auch keine Zeit spürbar, wenn einfach alles gleich bliebe, ähnlich wie die Figuren auf einem Foto, die ja auch nicht altern. Liegt es da nicht nahe, sich eine Welt ohne Zeit genauso vorzustellen: Ein eingefangener Augenblick, in einer Welt ohne Veränderung. Dies sind zwei sehr gegensätzliche Vorstellungen von Zeit und der Rolle, die sie in der Welt einnimmt. Im zweiten Szenario ist die Zeit die Veränderung, und ohne Zeit gibt es keinen Wandel am gegenwärtigen Zustand. Ohne dass er verändert werden kann, bleibt er einfach erhalten. Im ersten Ansatz dagegen existieren verschiedene Zustände auch ohne Zeit und unabhängig von ihr. Allerdings existieren sie alle ungeordnet und parallel, was den menschlichen Geist schlicht überfordert. Die Zeit ist in diesem Modell eine ordnende Größe, welche die von ihr unabhängig existierenden Veränderungen in eine klare Reihenfolge bringt.

Egal wie gegensätzlich sie auch sein mögen, es lässt sich wohl sagen, dass sich beide Gedankenspiele folgendermaßen zusammenführen lassen: Der Unterschied zwischen Zeit und Nicht-Zeit liegt in der Existenz geordneter Veränderungen. Doch dringen wir noch weiter vor: Was ist die Ordnung, was unterscheidet sie von der Unordnung? Und was ist eigentlich Veränderung, was macht den Wandel aus? Jedem ist klar, dass Veränderung den Übergang von einem Zustand einer Sache zu einem anderen darstellt. Darin besteht die Bedeutung dieses Wortes. Veränderung liegt also dann vor, wenn eine Sache sich von sich selbst in ihren Eigenschaften unterscheiden kann und in zwei unterschiedlichen Formen vorliegt. Allerdings ist es wohl so, dass eine Sache nicht doppelt existieren kann, denn dann wäre sie ja nicht mehr ein und dieselbe. Es muss uns aber möglich sein, die beiden Zustände zu vergleichen, um Veränderung, welche ja durch die Unterschiedlichkeit der Zustände definiert ist, festzustellen.

Womit, wenn nicht mit der uns umgebenden Welt, gleichen wir den derzeit existenten Zustand ab? Mit unserer Vorstellung davon, wie es zuvor gewesen ist, also mit unserem Gedächtnis, ausschließlich aus unserer Erinnerung. Aus dieser Tatsache ergibt sich eine fundamentale Konsequenz für den Zeitbegriff: Selbst wenn wir der menschlichen Wahrnehmung uneingeschränkte Wahrheit zubilligen, können wir aus ihr allein unmöglich eine absolute Aussage über das Wesen der Zeit gewinnen, da wir nur über den menschlichen Geist des Phänomens überhaupt gewahr werden. Um das darin liegende Problem zu verstehen, muss man sich den Anspruch, dem die getroffenen Aussagen über die Zeit genügen sollen, vor Augen führen. Wie oben beschrieben, geht es dabei um Aussagen über das Phänomen an sich, so wie es in der Wirklichkeit jenseits menschlicher Einbildung vorkommt. Mittel der Erforschung der Welt ist dabei immer die menschliche Wahrnehmung, über eine andere Quelle verfügen wir nicht.

Natürlich ist der Einwand, dass auch der menschliche Geist in seiner Funktionsweise sowohl Ziel als auch Mittel des Strebens nach Erkenntnis sein kann, sehr richtig. Deshalb ist es wichtig, die Begriffe von der zu erfahrenden Welt und der dazu verwendeten Wahrnehmung weit genug zu fassen, um auch den Geist, soweit er als Objekt erkennbar ist, mit einzuschließen. Erkenntnis ist die Aneignung von Wahrheit aus dieser Welt. Allerdings ist der Geist zugleich auch das erkennende Element, das zwangsläufig Täuschungen verursacht, wenn es seine Objekte (also im Zweifel auch sich selbst) beeinflusst. Um es bildlich darzustellen: Wenn der menschliche Verstandesapparat ein Teleskop wäre, durch das man blicken muss, um die zu erfahrende (Sternen-)Welt zu erkennen, dann wäre es ja nicht auszuschließen, dass einer der beobachteten Planeten in Wahrheit nur ein Fleck auf der Linse ist. Es wäre dann zwar durchaus möglich, eine

wahre Aussage über den Fleck zu machen, alle Eigenschaften des vermeintlichen Planeten wären jedoch nur Täuschung. Der Geist ist ein solcher Beobachter, dessen Eigenschaften im Letzten nicht mehr erforscht werden können, und die somit als Fehler in das Erforschte eingehen. In gewissem Rahmen können wir wohl dennoch Aussagen über den Aufbau von „Teleskop“ und „Sternen“ treffen, dort allerdings, wo wir die Eigenschaften des einen dem anderen zuordnen, gibt es Probleme (wie bei dem „Planeten“). Inmitten dieser Löwengrube ist unser Wissen über die Zeit nun gelandet, da es nun nur aus dem Geist herauskommt und an die Stelle der direkten Wahrnehmung die Erinnerung an eine solche tritt, von der wir glauben, dass sie von früherer Wahrnehmung kommt, die aber ebenso gut aus jetziger, „zeitloser“ Einbildung stammen könnte. Eine solche Einbildung würde ihre vollkommene Irrealität auch innerhalb des menschlichen Geistes bedeuten, denn alle Erinnerung, auch die an Gedanken, wäre gefälscht, ähnlich wie der Schmutzfleck auch innerhalb des Teleskops niemals die Eigenschaften des Planeten entfalten wird. Unsere Wahrnehmung indes würde den Unterschied nicht bemerken.

Also was können wir tun, um festzustellen, ob das Phänomen Zeit nun real ist oder nicht?

Um hierauf eine Antwort zu finden, wenden wir uns zunächst dem zweiten Teil der Definition von Zeit zu, der ja in der geordneten Veränderung bestand. Zentrale Frage muss nun sein, worin diese Ordnung besteht, die unsere Welt vom oben beschriebenen Kaleidoskop trennt. Zunächst ist der Bezug der Ordnung von einiger Relevanz. Es ist die Ordnung der Veränderungen, die diesen eine wie auch immer geartete Hierarchie geben muss – so wie in der Ordnung des Arbeitszimmers der Schreibtisch einen festen Platz gegenüber dem Stuhl einnehmen sollte. Wie bereits besprochen, ist das Unterschei-

dungsmerkmal, dem zugeordnet werden soll, nicht der Raum wie im besagten Arbeitszimmer, sondern die Zeit. Demnach ist wohl von einer festgelegten Reihenfolge der Veränderungen zu sprechen. Dasjenige Element aber, das die passende von der unpassenden Reihenfolge unterscheidet, nennen wir Kausalität.

Und schon haben wir den nächsten Begriff, den es zu umreißen gilt. Wenn in der oben beschriebenen Welt eine Person ein Buch liest, dessen Autor noch nicht schreiben kann, dann widerspricht dies offensichtlich der Kausalität. Aber worin besteht dieser Verstoß? Offensichtlich stören wir uns daran, dass der Autor, der ja gewissermaßen Ursache des Buches ist, erst nachdem die Wirkung, das Buch, eingetreten ist, auf die Welt kommen soll. Wie, wenn nicht durch den Autor, soll denn das Buch entstanden sein? Ein Verstoß gegen die Kausalität besteht also in der Ignoranz des Prinzips von Ursache und Folge. Erst muss die Ursache eingetreten sein, dann kann die Folge daraus resultieren. So funktioniert die uns bekannte Welt. Es würde aber auch nicht ausreichen, dass der Autor geboren wird, sein Leben verbringt und stirbt, und danach wäre das Buch da. Er sollte es schon auch geschrieben haben, sonst haben wir zwar eine zeitliche Reihenfolge, die aber dennoch nicht denkbar ist, da der Prozess des Resultierens nicht stattfindet. Der Blick auf das Resultieren ist daher der nächste Schritt beim Versuch, die zeitliche Ordnung zu verstehen.

Es gibt zwei Alternativen, nach denen eine Tatsache aus einer anderen resultieren kann: Zum einen im Rahmen der Naturgesetze: Ich lasse eine Tasse fallen, und sie landet wenig später am Boden. Bei dieser Variante ist die zeitliche Abfolge sehr klar und der Rückbezug zur Kausalität eindeutig. Allerdings handelt es sich hierbei um eine reine Zusammenfassung von Beobachtungen, welche die Natur des Resultierens kaum beschreibt. Die zweite Möglichkeit ist diejenige

logischer Schlüsse: 1. Wenn ich eine Tasse loslasse, fällt sie zu Boden. 2. Ich lasse eine Tasse los. 3. Sie fällt zu Boden. Hierbei befindet sich das Resultieren der ersten Art ausschließlich im ersten Satz, der exakt dasselbe aussagt wie das Naturgesetz. Zusätzlich resultiert jedoch der 3. Satz aus den beiden vorigen vollständig kausal. Dies ist eine allgemeinere Struktur, die sich nicht ausschließlich auf Naturgesetze beziehen muss, sondern für sämtliche wahre Sätze der ersten und zweiten Form einen wahren Satz der dritten Form hervorbringt. Daher ist die Logik der allgemeinste Beschreibungsversuch des Prinzips des Resultierens, wenn sie diese Strukturen zu beschreiben versucht.

Können wir also die Logik als die gesuchte Ordnung festhalten? Noch nicht ganz. Zwar sind wir wirklich von der zeitlichen Ordnung ausgehend über die Begriffe Reihenfolge, Kausalität und Resultieren immer genauer werdend zur Logik gelangt. Logik als System beschäftigt sich auch tatsächlich mit den grundlegendsten Regeln, so dass ein Weitergehen von diesem Begriff aus nicht nötig ist, um die zeitliche Ordnung zu begreifen. Allerdings hatten wir ja beim Begriff des Resultierens zwei Ansätze: Der logische Ansatz ist zwar wesentlich allgemeiner und für uns nutzbringender als die rein zusammenfassenden Naturgesetze. Aber die Tatsache, dass der Begriff des Resultierens mit der zeitlichen Ordnung zu tun hat, muss nicht für beide seiner Teile gelten. Es wäre ja durchaus denkbar, dass nur die Naturgesetze ein Resultieren in einer bestimmten Zeit bedeuten. Tatsächlich erscheint es doch so, dass logische Schlüsse einer zeitlichen Einordnung nicht mehr bedürfen, da bei diesem Abstraktionsgrad die Konklusion zeitgleich mit der Existenz der Prämissen in Kraft tritt. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich aber durchaus, dass auch noch innerhalb der Logik die Reihenfolge von Sätzen relevant ist. Wenn man beispielsweise eine der Prämissen der Schlussfolge-

zung zu Beginn derselben noch nicht bewiesen hat und dies zu einem späteren Zeitpunkt unter Zuhilfenahme der Konklusion nachholt, so finden wir statt eines gültigen Arguments plötzlich einen infiniten Regress vor. An die Stelle einer Verzögerungszeit zwischen Ursache und Wirkung tritt eine Reihenfolge der Schritte, die sich davon jedoch direkt ableitet. Damit haben wir letztendlich die Waffe geschmiedet, welche die Zeit aus der Gefangenschaft des Zweifels befreit.

Wir hatten gesagt, dass die Zeit in Form der Erinnerung möglicherweise weder aus der Welt noch aus dem erforschbaren Geist kommt, sondern als Einbildung aus dem Bewusstsein selbst. Da sich die besprochene Ordnung nur auf die damit nicht wahrhaftig existente Veränderung beziehen kann, fällt das gesamte eben aufgezeigte Kartenhaus von Reihenfolge bis Logik in sich zusammen. Wenn also die Zeit nichts als Einbildung des Bewusstseins ist, so ist es auch die Logik. Was auf den ersten Blick als durchaus passables erkenntnistheoretisches Modell erscheint, birgt bereits sein Ende in sich. Denn Logik wiederum ist sozusagen das Betriebssystem unseres Verstandes, das Fundament jeglichen Denkens. Wenn nun also die Logik in den Bereich des „Falschen“ verdammt würde, gäbe es überhaupt keine Unterscheidung mehr zwischen richtig und falsch. Das zu behaupten wäre in etwa so widersinnig wie zu sagen, die Logik sei unlogisch. Deshalb: Ohne den Verstand ist kein Gedanke in bekannter Form möglich. Die Aussage „Die Zeit existiert nicht wahrhaftig“ kann nicht zeitgleich denkbar und richtig sein, denn wie gezeigt, hängt die Möglichkeit des Denkens direkt von der Existenz von Zeit ab.

Wir können offensichtlich Entwarnung geben für all die, die bereits drauf und dran waren, ihre Uhren zu entsorgen. In Form von geordneter Veränderung existiert die Zeit definitiv. Dies ist die grundsätzlichsste Aussage, die mir über die Zeit zu machen möglich ist. Ansonsten bleibt zwar noch alles ziemlich unklar, und auch die anfangs

angeführten Fragen bleiben weiter mysteriös. Daran braucht sich aber keiner weiter zu stören, denn so ist sie nun einmal, die Philosophie.

Das ist ja auch ganz gut so, denn sonst wäre spätestens seit Epikur der Stoff endgültig verbraucht und alle Fragen beantwortet. Und womit sollten wir uns dann die Zeit vertreiben ...



2. Preis (Altersgruppe 1)

Anna Sophia Gerdes, 16 Jahre, Balve (NRW)

Sollte Neuro-Enhancement erlaubt sein?

Eine Frage, die sich der Mensch durch die fortschreitende Wissenschaft und Technik stellen sollte, vielleicht sogar muss.

Zu diesem Thema wollte ich zunächst einmal wissen: Was genau ist eigentlich „Neuro-Enhancement“? Meine Recherchen haben eine knappe Definition hervorgebracht: Die Steigerung der (Gehirn-)Leistung des Menschen durch Medikamente, seien es „Lern-Pillen“ für Schüler oder „Konzentrations-Pulver“ für ältere Menschen.

Damit stellt sich für mich, und auch für die Medien, die sich schon längere Zeit mit diesem Thema befassen, die Frage: Sollte Neuro-Enhancement erlaubt sein? Sollte man die Natur des Menschen noch weiter beeinflussen, in einem Zeitalter, in dem der Mensch ohnehin schon durch Technik und Leistungsdruck in eine „Produktionsmaschine“ umgewandelt zu sein scheint? Sollen die Werte in der Gesellschaft noch weiter verformt werden, von dem altbekannten Sprichwort „Übung macht den Meister“ zu „Pillen machen den Meister“? Soll es sich weg von Koffein und Traubenzucker als Leistungsbeförderer hin zu Pulver und Pille bewegen?

Zunächst erwäge ich die Vorteile dieser neuen Technik: In der heutigen Gesellschaft gibt es einen enormen Leistungsdruck, sodass der Wunsch, leistungsfähiger zu sein, sich besser konzentrieren zu können, schneller im Kopfrechnen zu sein et cetera, verständlich ist. Die durch die Maschinisierung ohnehin knappen Arbeitsplätze sind begehrt, und dadurch wird ebenfalls der Wunsch groß, besser und schneller als andere Bewerber zu sein. In der heutigen Gesellschaft

sind auch Leistungsmerkmale wichtiger denn je geworden, der Leistungsdruck ist enorm hoch, zum Beispiel durch die verkürzte Schulzeit oder begrenzte Studienplätze, sodass das Streben nach guten Abschluss- und Klausurnoten, Stipendien und Arbeitsplätzen eine hohe geistige Leistung fordert. Im Berufsleben ist es ebenfalls von Vorteil, schneller und besser als die anderen zu sein, um so befördert zu werden und die Karriereleiter zu erklimmen. Eine andere Wirkung, nämlich die Stimmung durch diese „Neuro-Enhancer“ zu verbessern, kann in dem durch diesen Leistungsdruck veränderten Alltag durchaus helfen, sich entspannen zu können und in besserer Stimmung zu sein. Im medizinischen Sinne ist dieses Verfahren außerdem schon seit Langem etabliert und zeigt positive Ergebnisse auf. Die Technologie der Neurowissenschaften ist so weit fortgeschritten, dass auch Verbesserungen bei dem gesunden Menschen möglich erscheinen.

Befürworter des „Neuro-Enhancements“ meinen außerdem, dass der Unterschied zwischen Therapie und Enhancement unklar sei, sodass man gar nicht so genau sagen kann, was als Therapie eines kranken Menschen gilt und was als „Schönheitschirurgie für die Seele“. Des Weiteren sei jedes System der Erziehung laut den Experten schon eine Technologie für sich mit der Absicht, die kognitiven Fähigkeiten zu fördern, sodass die Eingriffe durch Pulver, Pille und Co. nur eine weiter fortgeschrittene Technik des Erziehungssystems seien. Man muss sich auch vor Augen führen, dass man unabhängig von den verschiedenen Kulturen, Bräuchen und Religionen gar nicht definieren kann, welche Eingriffe in die menschliche Natur Verbesserungen bringen, und vor allem, was heutzutage überhaupt noch „menschlich“ ist und was nicht. Außerdem ist es doch gerade in unserer Gesellschaft gewollt, dass jeder über seinen Körper frei entscheiden und tun und lassen kann, was er will, solange er niemandem damit scha-

det. Für diese Technologie spricht laut den Befürwortern auch, dass die Ungleichheiten zwischen den Menschen, seien es biologische oder gesellschaftliche Unterschiede, durch diese Technik wieder ausgeglichen werden könnte, sodass zum Beispiel Armut verringert werden könnte. Die Wirkung dieser Mittel, nämlich ausgebaute kognitive Fähigkeiten, seien ebenfalls eine Voraussetzung für die Selbstbestimmung und die Verantwortung des Menschen, gerade in diesem Zeitalter, in dem der Mensch oft durch die Technologie, Medien, Elektronik und Ähnliches „geformt“ wird. Statt also Hochbegabte noch weiter durch diese Ungleichheiten zu bevorteilen, könnte diese Technologie ein Weg sein, die Chancen für Minderbegabte auf dem Arbeitsmarkt und im alltäglichen Leben zu erhöhen.

Doch damit stellt sich auch die Frage: Ist das überhaupt gewollt? Sollen wir es wirklich zulassen, dass unsere Gesellschaft noch weiter durch Technologien beeinflusst wird, weg von der Natürlichkeit des „Wunderwesens“ Mensch hin zu einer leistungsorientierten Maschine? Sollen wir es zulassen, dass, wie ein Gegner der Technologie sagte, die „Diktatur der Glückspillen“ beginnt?

Ein Gegenargument ist, im medizinischen Sinne, dass die Kenntnisse auf diesem Bereich noch nicht so weit fortgeschritten sind, dass man die Langzeitwirkungen am gesunden Menschen bestimmen kann und diese Medikamente ein direkter Eingriff in die neuronale Aktivität des Patienten sind. Die gesundheitlichen Langzeitfolgen sind also nicht abschätzbar, und wer will schon mit Hilfe von Pillen zwar heute gut im Mathematikunterricht sein, aber später durch die Folgen der Medikamente vielleicht arbeitsunfähig sein? Außerdem sind derartige Forschungen (fast) immer fehlerbehaftet, sodass man sich auf eine Studie zu dem Thema allein nicht verlassen sollte. Oft sind die Wirkungen auch nicht rückgängig zu machen, sodass man sein ganzes Leben unter den Spätfolgen eventueller Nebenwirkun-

gen leben muss. Aber nicht nur auf medizinischer, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene sind diese Technologien fragwürdig: Diese biologischen Eingriffe verändern die Psyche des Menschen, sodass die personale Ebene des Menschen durch solche Eingriffe verschwunden geht, niemand wäre mehr „er selbst“, sondern ein dieser „Diktatur“ unterworfenen Lebewesen. Auch muss man sich vor Augen führen, dass dieser Wunsch nach der Optimierung eigener Fähigkeiten ganz dem neuen Zwang der Menschen entspricht, perfekt sein zu wollen. Aber was ist überhaupt „perfekt“? Ist es „perfekt“, wenn man einem kleinen, bunten Mischmasch aus Wirkstoffen namens „Neuro-Enhancer“ unterlegen ist, als Mensch, der in der Geschichte schon so oft viele Menschenleben zerstört hat, durch Kriege, Atombomben und so weiter?

Auch auf medizinischer Ebene gibt es noch einige Gegenargumente: Tests besagen, dass Menschen, die diese Pillen genommen haben, in Logiktests trotzdem schlechter abschnitten als die, die keine Pillen genommen haben, und dass diese Enhancer zwar einen Teil des Gehirns positiv beeinflussen können, jedoch ein anderer Teil des neuronalen Systems des Menschen verschlechtert wird oder die Wirkung kontraproduktiv ist, da sich jeder Mensch trotz aller Einflüsse immer noch vom anderen unterscheidet. Und wer möchte schon gut in Mathe sein, dafür aber sich keine Namen mehr merken können? Man sollte sich auch auf rein medizinischer Basis im Klaren darüber sein, dass Wachheit oder Konzentrationsfähigkeit nicht das gleiche wie Klugheit ist, und dass man sich diese Klugheit auch durch Lesen et cetera herbeiholen kann, ohne Pillen zu schlucken, auch wenn es für den heutigen Menschen durch die Technisierung vielleicht schon unmöglich scheint, ein Buch zu lesen anstatt zu „chatten“ oder Ähnliches. Ein anderer Aspekt ist auch der Zwang, das zu tun, was andere Menschen im eigenen Umfeld machen. So sollte man sich immer

auch überlegen, dass man ein Vorbild für andere sein möchte. Ist es nicht immer besser, durch eigene Leistungen zu überzeugen, anstatt als „Pillenschlucker“ dazustehen? Und ist es nicht auch irgendwie schön, gerade eben nicht perfekt zu sein, sondern ein Mensch, der aus Fehlern lernen und zu diesen auch stehen kann – im Gegensatz zur perfekten unnahbaren „Maschine“? Sind wir nicht auch alle begeistert davon, uns Sportler bei Turnieren anzusehen, die menschlich sind und zum Beispiel beim Biathlon auch einmal danebenschießen? Macht dieses Unperfekte nicht gerade auch den Reiz und die Spannung aus? Ist es nicht gerade das, was wir sehen wollen und uns auch als Vorbild nehmen wollen, nicht perfekt alles zu können? Und ist es nicht auch unser Ziel, zum Beispiel beim Sport zu trainieren, oder auch Mathe zu lernen und was auch immer, ohne Leistungsbeschleuniger zu nehmen, sodass man hinterher, sei es beim Sportturnier oder einem Mathetest, stolz auf seine eigene Leistung sein kann? Wer will schon die Menschlichkeit und die Chancengleichheit der Menschen durch Medikamente zunichtemachen und sich immer stärker den Zwängen der Gesellschaft zum Menschen als perfekte, leistungsorientierte Maschine unterordnen?

Ein weiterer Aspekt ist, dass Mittel zur Stimmungsaufhellung gar nicht wirklich glücklich machen, sondern dass unser Gehirn das Glück dann nur vorgaukelt, und dieses Gefühl von Glück nicht echt ist. Wenn die Wirkung nachlässt, geht es einem dann wahrscheinlich noch schlechter als vorher. Und wer möchte das schon? Außerdem sollte man sich fragen, ob es wirklich der richtige Weg ist, wenn Pharmaunternehmen Millionen von Euro in die Forschung von Neuro-Enhancement stecken, und zur selben Zeit Kinder in Afrika sterben, weil sie eine lebensnotwendige Impfung nicht bekommen haben, die vielleicht einen Euro gekostet hätte. Wollen wir nicht lieber

Millionen von Kinderleben retten, anstatt durch teure Wundermittel eine Eins in Mathematik zu bekommen?

Um auf die Tatsache zurückzukommen, dass jeder frei über seinen Körper entscheiden können soll, solange er niemandem schadet: Man muss sich auch überlegen, ob es nicht den anderen Menschen schadet, wenn man sich mit Wunderpillen „dopt“, da sie dann benachteiligt sind. So, wie es im Sport ist: Nimmt einer Dopingmittel, können die anderen nicht mehr mithalten und haben dann im Wettkampf keine Chance mehr, obwohl sie der Fairness wegen eigentlich diejenigen sind, die durch echten Kampfgeist und Durchhaltevermögen sowie durch hartes Training den Sieg im Wettkampf verdienen. Dies gilt aber nicht nur für Sportarten, sondern in jedem alltäglichen „Wettbewerb“, sei es im Berufsleben oder im schulischen „intellektuellen Wettbewerb“.

Eine andere problematische Frage ist: Was ist eigentlich noch „natürlich“, in einer Gesellschaft, die von Technik, Maschinen und „Wundermitteln“ geprägt ist? Man muss sich auch fragen, was in der Gesellschaft der heutigen Zeit akzeptabel ist und was nicht: Sollten gesunde Menschen zu Medikamenten greifen, um bessere kognitive Fähigkeiten zu bekommen? Ist es nicht eigentlich, genauso wie in der „körperlichen“ Medizinversorgung, etwas komplett Sinnloses, wenn man gesunden Menschen Medikamente gibt? Und wer würde schon auf die Idee kommen, zum Beispiel einem kerngesunden Menschen Schmerzmittel zu verschreiben, obwohl er gar keine körperlichen Beschwerden hat? Soll man wirklich zulassen, dass Menschen durch ihre Gier nach Perfektion, die vielleicht gar nicht erreicht werden sollte, Medikamente nehmen, obwohl sie gar nicht nötig sind und vielleicht woanders, etwa wie bereits beschrieben, in Afrika, viel nötiger gebraucht werden? Und führt der Gebrauch von Medikamenten am gesunden Menschen nicht vielleicht dazu, dass die Maßstäbe

in unserer Leistungsgesellschaft immer höher gesetzt werden, sodass in Zukunft jeder, der kein „Genie“ ist, zu diesen Mitteln greifen muss, um mithalten zu können, und somit ein Teufelskreis entsteht? Abschließend kann ich also sagen, dass das so genannte Neuro-Enhancement zwar Vorteile wie mehr Leistungsfähigkeit bringen kann, die in der heutigen Gesellschaft sehr wichtig sind, und dass es dann zu einer Gleichberechtigung von leistungsschwächeren Menschen kommen könnte. Jedoch sind diese Technologien noch nicht genügend erforscht, sodass man medizinische Spätfolgen nicht ausschließen kann. Auch auf ethischer Basis muss man sich erst einmal klar darüber werden, ob diese Techniken überhaupt gewollt sind und ob es vertretbar ist, wenn man sich als gesunder Mensch mit Medikamenten „pusht“. Meiner Meinung nach sollten diese „Neuro-Enhancer“, wenn überhaupt, und wenn genug erforscht, für Menschen zur Verfügung stehen, die in unserer Gesellschaft zum Beispiel durch Gehirnkrankheiten kognitiv stark benachteiligt sind. Menschen, die wenig benachteiligt sind, sollten anstatt mit Pillen eher durch Nachhilfe oder Therapien gefördert werden, und somit mit Hilfe von anderen Menschen, und nicht durch Pillen im Kampf zwischen Menschen.



3. Preis (Altersgruppe 1)

Hannah Dressler, 15 Jahre, Meschede (NRW)

Was ist eigentlich Zeit?

Je komplizierter die Welt für uns wird, desto oberflächlicher müssen wir sie sehen, um das Gefühl zu haben, sie zu verstehen.

Unbegreifliche Themen nehmen wir oft so hin und lassen sie in der Welt des Unverständlichen. Ein faszinierendes Thema ist zum Beispiel die Zeit. Wir sehen nicht immer die Wunder und Rätsel, die sich hinter ihr verbergen. Sagen Sie nicht auch manchmal Dinge wie „Ich habe wenig Zeit“, oder während eines langweiligen Vortrages „Kann die Zeit nicht schneller vergehen?“

Wer Zeit definieren möchte, kommt oft zu folgendem Schluss: „Zeit ist eine physikalische Einheit. Wenn ich auf die Uhr schaue und sehe, dass ich in drei Stunden einen wichtigen Termin habe, weiß ich, wie viel Zeit ich noch habe.“

Dies klingt verständlich. Zeit ist eine Einheit, die wir in Jahre, Wochen, Stunden, Sekunden, etc. einteilen, um uns im Alltag zu orientieren. Doch ist Zeit nicht viel mehr als das?

Die Antwort lautet Ja. Sie ist ein Ausdruck für ein beeindruckendes, gigantisches und unbegreifliches Phänomen. Wer tiefsinnig über die Zeit nachdenkt, den wird die sie immer mehr verwirren, dem werden sich immer mehr Fragen stellen und dem wird sie immer unglaublicher vorkommen.

Die erste große Frage, die bei diesem Thema und dem Versuch es zu erklären entsteht, ist folgende: Was wäre, wenn es die Zeit nicht

gäbe? Könnte ohne sie überhaupt irgendetwas geschehen? Würde nicht alles stillstehen ohne die Zeit?

Stellen Sie sich folgende Situationen vor: Sie schnipsen einmal mit dem Finger, sie pusten eine Kerze aus, sie vollführen jegliche andere Handlung. Hätten Sie diese ohne die Zeit durchführen können? Nein. Schließlich können Sie sagen: „Bevor ich mit dem Finger geschnipst habe, ...“; „während ich mit dem Finger schnipste, ...“; „Nachdem ich mit dem Finger geschnipst habe, ...“. Sie können die Situation wieder in Zeitabschnitte einteilen.

Jede Handlung, die wir durchführen, jede Entwicklung wäre ohne die Zeit nicht möglich. Alles bedarf ja einer gewissen Zeit.

Mit dieser Erkenntnis tun sich ganz neue Horizonte auf in der Frage nach dem Ursprung des Universums bzw. dem Etwas.

Die Frage nach dem Anfang gibt es so lange, wie es die Menschheit gibt. Nimmt man an, es gab am Anfang das Nichts, so lautet die weit verbreitete Frage: Wie konnte sich dieses zum Etwas wandeln? Das ist zwar zurzeit noch unmöglich zu beantworten, doch man kann die Vermutung anstellen, was schon existiert haben muss: Zeit! Es hätte Zeit gebraucht, damit sich das Nichts zum Etwas wandeln konnte. Damit ist keinesfalls gesagt, dass dies die Erklärung zum Ursprung des Universums ist; es bedurfte sicher noch etwas anderem als der Zeit. Sie ist jedoch ein wichtiger Faktor.

Außerdem setze ich voraus, dass es die Zeit schon immer gibt. Denn Zeit hätte niemals entstehen können. Wer die Zeit als ein „Etwas“ betrachtet, kann somit vermuten, dass es nie das Nichts gab. Manche Quantenphysiker behaupten, die Zeit wäre mit dem Raum geboren. Aber wie soll die Zeit ohne die Zeit entstehen? Wie hätten Raum und Zeit geboren werden können? Vielleicht denken wir Menschen bei dem Thema auch zu starrsinnig, aber ist es nicht logisch, dass die Entstehung der Zeit schon Zeit gebraucht hätte? Folglich muss die

Zeit schon immer existieren. Dass es Zeit ewig gibt, bedeutet, dass Zeit in einer Ewigkeit existiert. Dies ist eindeutig verwirrend. Denn wieso kann Zeit in einer Ewigkeit vergehen? Vielleicht weil sie es selbst ist, die ewig ist.

Auch eine andere Erklärung scheint ganz plausibel. Dazu muss man die Theorie von dem berühmten Philosophen René Descartes kennen: Die Welt, die wir als real betrachten, existiert nur in unseren Köpfen. Alles, was wir sehen, fühlen, hören, ist nicht echt. Was wäre, wenn um uns herum die Ewigkeit herrschen würde, doch wir in einer Traumwelt lebten. Wir würden uns jegliche Entwicklung nur vorstellen. Es wäre perfekt. Zeit braucht einen Anfang und ein Ende: Sonst wäre es ja schließlich die Ewigkeit. In unserer realen Welt gibt es Anfang und Ende – Geburt und Tod. Damit hätten wir Anfangs- und Endpunkt. Die Theorie wäre also folgende: Wir leben in einer Ewigkeit, stellen uns die Zeit aber nur vor.

Jedoch glaube ich, wenn wir Menschen nicht zu linear denken, zu folgendem Schluss kommen zu können: Zeit ist nötig, für jede Handlung, die vollführt wird, für jede Veränderung, Bewegung und Entwicklung. Ebenso muss sie schon immer existieren.

Doch auch die Gegenwart wirft Fragen auf. Was ist eigentlich die Gegenwart? Wie lange hält sie an? Immer, wenn man sie festhalten möchte, ist sie schon wieder Vergangenheit. Dauert sie 3 Sekunden, 2 Sekunden, eine Millisekunde, ...? Man kann die Zeit immer weiter ins Endlose verkleinern. Stehen wir vielleicht mit einem Bein in der Vergangenheit und mit dem anderen in der Zukunft? Dieser Gedanke ist etwas abstrakt. Vielleicht ist es hier auch so wie mit den Dimensionen. In unserer dreidimensionalen Welt können wir nichts Zweidimensionales mehr wahrnehmen. Oder kennen Sie auch nur einen

Gegenstand, den sie auf einen anderen legen können, ohne dass dieser sich vergrößert? Mit der Zeit könnte dies ähnlich funktionieren. Die Zeit wird oft als vierte Dimension betrachtet. Würde sie stillstehen beziehungsweise würde es keine Zeit geben, würde alles auf einem Punkt stehen. Man könnte diese zeitlose Situation, die sich nicht verändert, die weder Vergangenheit noch Zukunft ist, als ewig andauernde Gegenwart bezeichnen. Da es nun aber in unserem Leben die Vergangenheit und Zukunft gibt, können wir die Gegenwart vielleicht nicht mehr wahrnehmen. Wie wir die zweite Dimension neben der dritten nicht wahrnehmen. Auch wissen wir, was die Gegenwart ist, so wie wir wissen, was die zweite Dimension ist, doch es fällt uns jeweils schwer, uns vorzustellen, was sie sind.

Dies sind Fragen, die die Physiker vielleicht irgendwann beantworten können. Doch dazu wird es wohl noch – es ist zu ahnen – Zeit brauchen. Ebenso ein Rätsel ist es, dass wir nur in die Vergangenheit zurückschauen, aber in die Zukunft gehen können. Wir können nicht Gegenteiliges machen, wie in die Vergangenheit gehen oder in die Zukunft schauen (höchstens Vermutungen anstellen). Dies mag zwar logisch klingen, aber physikalisch müsste dies unmöglich sein. Wenn man in die eine Richtung gehen/schauen kann, muss man es auch in die andere können. Auch die gegenseitige Abhängigkeit von Raum und Zeit ist interessant. Wenn Raum Zeit braucht, um sich auszudehnen (z. B. das Universum), braucht dann Zeit auch Raum, um sich auszudehnen?

Wir sind noch nicht schlau genug, um diese Fragen zu beantworten und zu begreifen. Doch wenn man die Evolution betrachtet, wird man vermuten können, dass wir in ein paar Millionen bzw. Milliarden Jahren auch wieder mehr verstehen werden. Vergleicht man, was kleins-

te Moleküle von der Welt verstanden haben, mit dem, was wir inzwischen verstehen, ist diese Vermutung gar nicht so abwegig. Wir werden uns vielleicht, wie in der Evolution, in der langen Zeit, die noch vor uns liegt, wieder weiterentwickeln (vielleicht zu anderen schlaueren Wesen). Diese werden mehr geforscht haben, und deren menschlicher Verstand wird vielleicht viel weitreichender sein.

Doch wie schon erwähnt, scheinen wir zurzeit einfach noch nicht weit genug zu sein, dieses weitgehende und überaus spannende Mysterium zu begreifen.

Ganz klar definieren kann man die Zeit sicher nicht. Doch man könnte die Zeit als eine Art Gott bezeichnen. Denn sie hat dazu beigetragen, dass alles entstehen konnte und dass wir denken, uns bewegen, handeln und leben können. Diesen Aufsatz hätten Sie ohne die Zeit nicht lesen können. Wer sich Gott als etwas anderes vorstellt als einen allmächtigen Schöpfer mit Bewusstsein, der muss folgende Theorie in Erwägung ziehen: Gott kann nicht allmächtig sein. Wenn es Gott schon immer gibt, muss die Zeit neben ihm existiert haben. Er kann sie nicht geschaffen haben. Denn die Vermutung, die sich aus meinem Text ergeben hat, war doch: Braucht es nicht Zeit, um die Zeit zu erschaffen?



1. Preis (Altersgruppe 2)

Miguel de la Riva, 20 Jahre, Köln (NRW)

Gibt es eine moralische Verpflichtung der Natur gegenüber?

„DANN SPRACH GOTT: LASST UNS MENSCHEN MACHEN ALS UNSER ABBILD, UNS ÄHNLICH. SIE SOLLEN HERRSCHEN ÜBER DIE FISCHE DES MEERES, ÜBER DIE VÖGEL DES HIMMELS, ÜBER DAS VIEH, ÜBER DIE GANZE ERDE UND ÜBER ALLE KRIECHTIERE AUF DEM LAND. GOTT SCHUF ALSO DEN MENSCHEN ALS SEIN ABBILD: ALS ABBILD GOTTES SCHUF ER IHN. ALS MANN UND FRAU SCHUF ER SIE. GOTT SEGNETE SIE UND GOTT SPRACH ZU IHNEN: SEID FRUCHTBAR UND VERMEHRT EUCH, BEVÖLKERT DIE ERDE, UNTERWERFT SIE EUCH UND HERRSCHT ÜBER DIE FISCHE DES MEERES, ÜBER DIE VÖGEL DES HIMMELS UND ÜBER ALLE TIERE, DIE SICH AUF DEM LAND REGEN. DANN SPRACH GOTT: HIERMIT ÜBERGEBE ICH EUCH ALLE PFLANZEN AUF DER GANZEN ERDE, DIE SAMEN TRAGEN, UND ALLE BÄUME MIT SAMENHALTIGEN FRÜCHTEN. EUCH SOLLEN SIE ZUR NAHRUNG DIENEN. GOTT SAH ALLES AN, WAS ER GEMACHT HATTE: ES WAR SEHR GUT.“ Die Bibel, Gen 1,26–1,31

Die Erschaffung der Welt und der Lebewesen erreicht in der Bibel mit dem Menschen ihren finalen Höhepunkt. Seine Erschaffung sticht aus dem restlichen Schöpfungsbericht besonders heraus: Zu keinem anderen Schöpfungswerk entschließt sich Gott explizit („Lasst uns Menschen machen ...“), kein anderes Werk wird mit den Worten „Es war sehr gut“ (ansonsten bloß „gut“) belobt – und nur der Mensch ist es, den Gott nach seinem Ebenbild schafft. Von Gott wird der Mensch mit der Bestimmung geschaffen, sich zu vermehren, die Er-

de zu bevölkern und sich dafür die ihn umgebende pflanzliche und tierische Umwelt untertan zu machen. Mit dem Menschen kommt insofern nicht nur ein neues Wesen neben den Fischen, Vögeln und Landtieren auf die Erde. Er steht nicht als Gleicher in der Reihe der restlichen Schöpfungswerke. Mit seiner Schöpfung ereignet sich etwas gänzlich Neues: Mit ihm ist das Lebendige von einer Hierarchie durchdrungen, an deren Spitze er als Krone der Schöpfung steht – die Erde soll der Mensch „unterwerfen“, über die Tiere soll er „herrschen“, Pflanzen sollen ihm „dienen“. Die Erschaffung der restlichen Natur scheint dann nur noch auf ihn hin bezweckt worden zu sein. Natur, so stellt es sich dar, ist in der Bibel bloß für den Menschen da und hat keinen von ihm unabhängigen Sinn oder Wert.

Dass sich mit der Erschaffung des Menschen etwas ereignet, das es mit keinem anderen der vielen Schöpfungswerke gegeben hat, wäre unverständlich, wenn der Mensch nicht auch wesentlich anders verfasst wäre. Wäre er einfach nur ein weiteres Lebewesen neben den Fischen oder Landtieren, wäre es fraglich, warum sich die Aufrichtung einer Hierarchie ausgerechnet mit ihm ereignet hat. Tatsächlich nennt der Schöpfungsbericht genau eine Eigenschaft, die den Menschen von allen anderen Wesen unterscheidet: seine Gottesebenbildlichkeit. Zwischen dieser Eigenschaft und seiner Position als Herrscher über die restliche Natur scheint deswegen ein Zusammenhang zu bestehen, der durch die Nennung beider Eigenschaften in nahezu einem Atemzug auch durch den biblischen Text suggeriert wird. Die besondere Rolle des Menschen in der Welt gründet sich in seinem besonderen Wesen: Einerseits ist er auf die Erde gesetzter Teil der Schöpfung, leiblich verfasst und hat Teil an der Sphäre der übrigen Tierwelt. Andererseits ist der Mensch aber auch nach Gottes Ebenbild geschaffen, sein Wesen weist über seine Leiblichkeit hinaus, er trägt ebenso den Funken des Göttlichen in sich. Der Mensch

stellt insofern ein „Zwitterwesen“ dar, das sowohl göttliche als auch tierische Eigenschaften in sich vereint. Die Zwitterhaftigkeit seines Wesens spiegelt sich nun in seiner durch Gott bestimmten Rolle in der Schöpfung: Er ist – paradox – zugleich Krone in der Schöpfung und steht als Herrscher über dieser Schöpfung. Die unbedingte Herrschaft des Menschen über die restliche Natur begründet sich in der Genesis also in einer bestimmten Anthropologie, einem Glauben über das Wesen des Menschen und seiner Stellung im Kosmos. Dass die restliche Natur keinen vom Menschen unabhängigen Wert hat, scheint eine Konsequenz dieser Stellung zu sein.

In der Bibel hat also anscheinend eine bestimmte Überzeugung über das Wesen des Menschen darüber entschieden, welchen Wert wir Natur zuschreiben – dies mag erklären, dass sich umweltethische Fragestellungen nicht unabhängig von Auffassungen über den Menschen beantworten lassen. Für mich war dies eine Motivation, in meinem Essay ein stärkeres Augenmerk darauf zu legen, welche theoretischen Weichenstellungen im Feld der Umweltethik durch die Art und Weise getroffen werden, wie wir uns und unser Handeln konzeptualisieren. Ich habe versucht, die Idee, dass Natur keinen vom Menschen unabhängigen Wert hat, zu überwinden und mich damit auseinandergesetzt, inwiefern dies unser Selbstbild als autonome Subjekte beeinflusst.

I

Der biblische Gedanke, dass sich der Mensch die Erde im Sinne seiner Interessen nutzbar machen sollte, hat unter den Bedingungen moderner Technologie etwa zu massiven Umweltverschmutzungen oder dem Klimawandel geführt. Es ist sehr klar, dass wir solche Verwüstungen moralisch verurteilen sollten. So treffen Umweltverschmutzung und Klimawandel gerade die verwundbarsten und ärms-

ten Menschen in unserer Welt: In Indien etwa gibt es massive Probleme durch die Verschmutzung von Flüssen, aus denen Anwohner ihr Trinkwasser gewinnen und in denen sie ihre Wäsche waschen müssen. Ebenso wird der Klimawandel vor allem den Menschen in Entwicklungsländern Leid beibringen. Dürren, die – wie gerade in Ostafrika – viele Millionen Menschen Hunger leiden lassen, werden sich mit fortschreitenden Temperaturveränderungen häufen. Wir sollten Umweltverschmutzung unterlassen und den CO₂-Ausstoß begrenzen, allein schon deshalb, weil es unsere Pflicht ist, vermeidbares menschliches Leid zu verhindern.

Die genannten Beispiele sind legitime moralische Erwägungen, die uns zu nachhaltigem Umgang mit unserer Umwelt aufrufen sollten. Trotzdem es sich um sehr starke Argumente für Naturschutz handelt, spielen bei ihnen Pflichten gegenüber der Natur selbst keine Rolle: Die Beispiele begründen Naturschutz als eine Handlungsalternative zur Vermeidung menschlichen Leids. In ihnen erscheint Umweltschutz als die Einlösung von Pflichten, die wir gegenüber anderen Menschen haben, aber nicht gegenüber der Natur selbst. Im Falle des Klimaschutzes etwa scheint es nachrangig zu sein, dass durch veränderte Witterungsbedingungen eine Vielzahl von Ökosystemen destabilisiert werden könnte, von denen einige in unserem Leben keine Rolle spielen und von denen wir vielleicht noch nicht einmal wissen – im Vordergrund steht hier das konkrete menschliche Leid, das er nach sich ziehen würde. In so gearteten Erwägungen erweist sich Natur weniger als wertvoll an sich, sondern bloß im Hinblick auf menschliches Leben. Obwohl die genannten Erwägungen glasklare Argumente für Naturschutz sind, lassen sie sich in einem Paradigma formulieren, in dem Natur keinen vom Menschen unabhängigen Wert hat.

Mit „Verpflichtung der Natur gegenüber“ ist offenbar etwas anderes gemeint. Wenn wir aus solchen Verpflichtungen heraus handeln, scheint damit auch Natur selbst als ethisch relevante Größe adressiert zu werden. Natur sollte dann an sich wertvoll und nicht nur im Hinblick auf den Menschen als schützenswert angesehen werden. In diesem Fall sollten wir etwa die Verschmutzung von Flüssen nicht nur deswegen verurteilen, weil damit menschliches Leid verursacht wird, sondern es auch um der Flüsse willen tun, allein deshalb, weil sie Natur sind. Wir nehmen dann auch den Fluss selbst und sein Ökosystem als ethisch relevante Größe in den Blick, so wie wir es bereits selbstverständlich bei menschlichem Leid tun. So verstandene „Pflichten der Natur gegenüber“ würden uns dazu herausfordern, mit dem in der Bibel formulierten Paradigma zu brechen, nach dem Natur keinen vom Menschen unabhängigen Wert hat: Wir würden dann nicht mehr nur Menschen als moralisch entscheidend ansehen, sondern ebenso auch die Natur selbst, unabhängig von menschlichem Wohl und Wehe.

Obwohl es mir nicht plausibel vorkommt, dass Natur bloß für den Menschen da sein sollte, denke ich, dass es zunächst gewichtige Einwände gegen die These geben kann, dass Natur ebenso wie menschliches Leid eine moralisch relevante Größe darstellt. Meine Bedenken möchte ich an einem Beispiel konkretisieren: Stellen wir uns vor, dass an einem Berg Steine gebrochen werden. Das Brechen der Steine wäre offensichtlich problematisch, wenn dadurch Menschen zu Schaden kämen. Hier könnte eine Erwägung wie in den obigen Beispielen greifen: Allein, weil wir Pflichten gegenüber anderen Menschen haben, sollten wir das Brechen der Steine unterlassen. Wenn Natur aber ebenso wie menschliches Leben eine schützenswerte Größe darstellt, würde der Abbau der Steine auch dann unter moralischem Vorbehalt stehen, wenn dadurch niemand

zu Schaden käme. Wenn Natur auch unabhängig von menschlichem Wohlergehen wertvoll und schützenswert ist, wäre grundsätzlich fraglich, ob wir die Steine brechen dürfen. Ähnliches würde dann für eine Vielzahl menschlicher Eingriffe in die Natur gelten: Es würde einer Begründung bedürfen, warum wir eigentlich in Landschaften Siedlungen und Städte errichten oder Pflanzen anbauen dürfen. Schon um unser Überleben zu sichern, müssen wir weitreichend in die Natur eingreifen – wenn sie eine schützenswerte Größe darstellt, wären solche Eingriffe grundsätzlich fraglich und würden erst durch eine Güterabwägung oder dergleichen legitim werden. Für mich ist das eine sehr irritierende Vorstellung: Dass Menschen das für ihr Überleben – und vielleicht auch für ihr Glück – Notwendige tun dürfen, sollte bedingungslos gelten und nicht erst durch eine Güterabwägung „tolerierbar“ sein. Es ist unter diesen Umständen fraglich, was aus der These, dass Natur einen vom Menschen unabhängigen Wert hat, überhaupt folgen soll. Die beiden Vorstellungen, dass sowohl Menschen als auch Natur an und für sich wertvoll sind, scheinen sich zunächst zu widersprechen.

II

Trotz dieses Einwands bin ich inbrünstig davon überzeugt, dass Natur nicht nur für den Menschen da sein kann und außer im Hinblick auf ihn wertlos wäre. Dies ist für mich das Motiv, das teilweise Scheitern dieser These nicht dahingehend aufzufassen, dass diese Ansicht fehlgeleitet wäre – vielmehr möchte ich dies als Defekt unseres begrifflichen Instrumentariums interpretieren. Wie im Falle der Genesis glaube ich, dass durch bestimmte – implizite – Überzeugungen über das Wesen des Menschen theoretische Vorentscheidungen getroffen wurden. Nicht die These an sich scheint mir falsch – ich glaube, dass wir ein unzureichendes Verständnis von uns und unserem

Handeln haben. Dieses unzureichende Verständnis verhindert unseren Blick auf eine an sich wertvolle Natur.

Der Frage „Gibt es eine moralische Verpflichtung der Natur gegenüber?“ ist ein bestimmtes Verständnis über den Menschen und seine Stellung in der Natur eingeschrieben. Einerseits ist es selbstverständlich, dass wir als Menschen in der Natur stehen und dass unser Handeln mit Natur auf uns zurückwirkt. Andererseits stellt diese Frage uns gleichsam als „der Natur gegenüber“, außerhalb der Natur stehend vor. Dies wäre unverständlich, wenn wir wirklich in demselben Sinne „Teil der Natur“ wären, wie es vielleicht Tiere oder Pflanzen sind. Die Formulierung, dass wir der Natur „gegenüber“ stehen, suggeriert vielmehr, dass unser Verhältnis zu ihr eine weitere Dimension hat. Unser Verhalten scheint – im Gegensatz zu dem einiger Tiere – nicht bereits vollständig durch biologische Mechanismen determiniert zu sein. Es steht offenbar nicht bereits fest, wie wir in der Natur handeln. Für uns ist es deswegen grundsätzlich fragwürdig, reflexionsbedürftig, wie wir mit Natur umgehen sollen. Weil unser Verhalten durch unsere Biologie unterbestimmt bleibt, erleben wir uns als autonome Akteure: als Menschen wirken wir in unserem Tun selbstbestimmt, frei. Zum Lauf der Natur scheinen wir insofern – im Gegensatz zu Tieren und Pflanzen – Distanz zu haben. Wir müssen unser Verhalten erst wählen und uns der Natur als Objekt moralischer Erwägungen gegenüberstellen. Dass wir davon sprechen, wie wir uns „gegenüber“ der Natur verhalten sollen, entspringt insofern anscheinend dieser traditionellen Annahme über das Wesen des Menschen als autonomem Akteur. In dieser Hinsicht stellt es sich so dar, als ragten wir aus dem übrigen Tierreich heraus: Ebenso wie die Ebenbildlichkeitsthese in der Genesis impliziert dieses Konzept von Autonomie ein paradoxes Verhältnis des Menschen zur Natur – er steht ebenso in der Natur wie er außerhalb von ihr steht. Dieses

Konzept kann also als philosophische Fortsetzung des biblischen Paradigmas gelten; Autonomie korrespondiert in diesem Verständnis mit der biblischen Ebenbildlichkeitsthese. Der Wortlaut „Verpflichtung der Natur gegenüber“ erscheint erst unter diesem Verständnis über das Wesen des Menschen sinnvoll: Er setzt voraus, dass wir der Natur als freie Entscheider und selbstbestimmte Agenten begegnen. Allein schon die Art und Weise, wie wir Fragen in der Ethik formulieren, scheint also durch Konzepte von uns und unserem Handeln bestimmt zu sein. Diese Konzepte – und insbesondere das eben beschriebene Konzept von Autonomie – stecken jedoch die theoretischen Koordinaten ab, innerhalb derer bestimmte ethische Ansichten als möglich erscheinen. Ich denke, dass dies auch in meiner Argumentation geschehen ist. Dass bisher keine interessantere Antwort auf die Frage, ob Natur auch unabhängig von menschlichem Leben einen Wert hat, gegeben werden konnte, scheint mir durch das oben beschriebene Konzept von Autonomie verhindert worden zu sein. In diesem Konzept lassen sich die Vorstellungen vom Eigenwert der Natur einerseits und bedingungsloser Legitimität menschlichen Lebens andererseits offenbar nicht zur Deckung bringen. Wenn wir der Natur als bereits autonome Wesen begegnen, dann scheint jede Verpflichtung gegenüber unserer Umwelt als Beschränkung individueller Freiheit beschrieben werden zu müssen. Pflichten gegenüber der Natur sind dann als Begrenzungen der Menge möglicher Lebensvollzüge aufzufassen. Es ist dann bloß konsequent zu glauben, dass die bedingungslose Legitimität menschlichen Lebens gefährdet ist: Sobald wir beginnen, bestimmte Pflichten der Natur gegenüber anzuerkennen, scheint menschliches Überleben in der Natur nicht mehr bedingungslos gelten zu können. Dass wir Pflichten der Natur gegenüber als Einschränkungen beschreiben, ist wohl durch das obige Konzept von Autonomie bestimmt, das bisher scheinbar die

Achillesferse meines Vorhabens darstellt. Wie in der Bibel die Ebenbildlichkeitsthese, so blockiert augenscheinlich auch das genannte Konzept von Autonomie die Vorstellung, dass Natur auch unabhängig von menschlichem Leben Wert hat.

III

Wer dennoch daran glaubt, dass es Pflichten im Umgang mit einer auch unabhängig vom Menschen wertvollen Umwelt gibt, scheint für ein anderes Konzept von Autonomie argumentieren zu müssen, innerhalb derer solche Pflichten nicht als Beschränkungen aufgefasst werden müssen. Wenn ich meine These verteidigen möchte, dann täte ich wohl gut daran, konzeptuelle Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen wir Pflichten der Natur gegenüber anders beschreiben sollten. Ich denke, dass es gute Gründe dafür gibt, das genannte Autonomiekonzept abzulehnen. Ich möchte am Ende meines Essays einen Ausblick auf ein adäquateres Verständnis von Autonomie wagen. In diesem erweist es sich als möglich, die Vorstellungen einer an sich wertvollen Natur und bedingungsloser Legitimität menschlichen Lebens zur Deckung zu bringen. Ich denke des Weiteren, dass es in einem revidierten Autonomiekonzept gar nicht mehr sinnvoll sein kann, Pflichten der Natur gegenüber als Restriktionen individueller Freiheit aufzufassen.

Dem traditionellen Autonomiekonzept zufolge ist jeder Mensch als Einzelner – qua seiner biologischen Minderausstattung – zur Selbstbestimmung verurteilt. Dieses Verständnis scheint mir insofern zu kurz zu greifen, als es die konkrete soziale und ökologische Bedingtheit von Autonomie außer Acht lässt. Als Einzelner ist niemand autonomer Akteur – wer wirklich auf sich gestellt lebt, wird dem dauerndem Zwang unterliegen, elementarste Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung oder Unterkunft zu stillen. Es scheint mir daher zweifelhaft,

dass Autonomie tatsächlich Individuen als Individuen zukommt. Vielmehr habe ich den Eindruck, Autonomie sei erst in der Interaktion mit anderen Menschen und einer nährenden Umwelt möglich. Die Autonomie, die ich als mein persönliches, individuelles Gut erlebe, fängt nicht in meiner Person an und endet nicht in meiner Person. Sie ist Moment eines größeren Zusammenhangs von menschlichen Gesellschaften und einer versorgenden Natur. Dieser begegnen wir nicht als bereits autonome Wesen; Autonomie scheint vielmehr das Resultat der Begegnung von Menschen in einer nährenden Umwelt zu sein. Indem wir von individueller Freiheit sprechen, sprechen wir eigentlich von diesem größeren „sozioökologischen“ Zusammenhang. Wenn wir – wie wir es seit der Aufklärung zu Recht tun – individuelle Freiheit als hohes moralische Gut ansehen, dann scheint damit unter diesen Prämissen die Legitimität eines größeren Zusammenhangs von Natur und Mensch gemeint zu sein. Naturschutz sollte dann nicht als eine Restriktion aufgefasst werden: Es wäre die Aufrechterhaltung einer Ordnung, in der individuell erlebte Freiheit ermöglicht wird. Der Schutz einer an sich schützenswerten Natur und die Ermöglichung individueller Autonomie würden dann zur Deckung kommen.



2. Preis (Altersgruppe 2)

**Julia Harzheim, 19 Jahre, Kirchheim/Teck
(Baden-Württemberg)**

Kann aus einem bösen Motiv eine gute Tat hervorgehen?

„Jeden Tag eine gute Tat“ – so lautet ein altes Pfadfindermotto, das von vielen belächelt wird. Dennoch zeigt sich an diesem Satz, dass gute Taten seit jeher einen hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft inne haben. Demjenigen, der bekannt dafür ist, ein Wohltäter zu sein, wird häufig viel Anerkennung und Lob zuteil. Gute Taten werden dabei mit positiven Folgen für alle involvierten Personen verbunden – sowohl für jene, die sie ausüben, als natürlich auch für diejenigen, denen man Gutes zuteil werden lassen möchte.

Es gibt viele Beweggründe für uns Menschen, anderen Gutes tun zu wollen. Dabei wird wohl schnell ersichtlich, dass es das scheinbare „Ideal“, das rein selbstlose Handeln, nicht geben kann. Wie schon erwähnt, handelt es sich bei guten Taten grundsätzlich um sogenannte „Win-win-Situationen“; das heißt, dass automatisch beide Parteien von einer guten Tat profitieren. Das ist nicht verwerflich, sondern schlicht von der Natur so vorgesehen: Nur, weil wir von einer guten Tat (meist unbewusst) früher oder später auch eine Belohnung erwarten – etwa, dass uns selbst einmal geholfen wird, getreu dem Motto: „Wie Du mir, so ich Dir“ – und sie somit auch gewissermaßen zur Sicherung unserer eigenen Zukunft und unseres Wohlbefindens beiträgt, wird sie für uns erst erstrebenswert. Selbst, wenn der Wohltäter für diese Tat Opfer bringen muss und nicht insgeheim auf positive Vergeltung hofft, so gewinnt er doch allerwenigstens ein

erleichtertes Gewissen und das gute Gefühl, das sich selbstverständlich einstellt, wenn man zum Wohle anderer gehandelt hat. Dennoch lassen sich Motive einteilen in höhere und niedere (böse) Motive. Zu den niederen Motiven können sicherlich solche wie Berechnung, Manipulation, Streben nach Anerkennung oder Stärkung des eigenen Selbstbewusstseins im konkreten Vergleich mit Schwächeren gerechnet werden.

Hier ist die gute Tat nur Mittel zum Zweck: Sie hat sich als günstigste Methode herausgestellt und dient dazu, für sich selbst den größten Vorteil aus einer Situation herauszuschlagen. Dass zu erwarten ist, dass es dem anderen durch die Tat auch besser gehen wird, ist nicht das Ziel der Handlung, sondern allenfalls ein Nebeneffekt, der zur Verbesserung der eigenen Befindlichkeit notwendig ist und/oder in Kauf genommen wird. Manchmal entsteht die positive Folge für andere, die sich aus einer Handlung heraus ergibt, sogar nur ungewollt oder durch Zufall. Stellt man sich etwa vor, dass eine Person aus Eifersucht versucht, die Freundschaft zwischen zwei anderen Menschen zu manipulieren, um selbst wieder mehr Aufmerksamkeit zu erfahren, so hat sie dabei gewiss nicht primär das gemeinsame Glück der beiden im Sinn. Allerdings kann eine solche Intrige unter Umständen dazu führen, dass der Zusammenhalt am Ende noch stärker ist als zuvor und die Leidtragenden ihre Freundschaft erst recht zu schätzen wissen. Zu den höheren Motiven lassen sich beispielsweise Verantwortungsgefühl, Pflichtgefühl, Mitgefühl und Mitleid oder Dankbarkeit zählen. Bei Personen, die aus diesen Gründen handeln, steht vor allem das Wohl des anderen im Mittelpunkt: Ich will, dass es dem anderen besser geht als jetzt. Dass es mir hinterher auch besser geht, freut mich zwar, wäre jedoch vielleicht auch durch andere, mehr am Selbstzweck orientierte und weniger aufwendige Verhaltensweisen erreichbar.

Die entscheidende Frage lautet: Ist die Tat einer Person, die aus niederen Motiven handelt, nun weniger gut als die einer Person, die aus höheren Motiven handelt, selbst unter der Bedingung, dass beide Taten am Ende das gleiche Ergebnis zur Folge haben sollten? Macht das aus Geltungssucht gespendete Geld Hungerige nicht genauso satt wie das anonym aus Mitleid heraus gespendete? Wann verdient eine Tat das Attribut, „gut“ zu sein? Was macht also die gute Tat aus – die Absicht, die mit ihr verfolgt wird, oder die Folgen, die sich aus ihr einmal ergeben werden? Oder gehört am Ende beides untrennbar zusammen?

Der Schlüssel zur Antwort auf die Frage, ob eine gute Tat auch mit einem bösen Motiv begangen werden kann, liegt in ihrer Definition. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Bezeichnung „gut“: Häufig verwenden wir das adjektivische „gut“, wenn das Nomen, auf das es sich bezieht, seinen Zweck erfüllt oder den zugesprochenen Eigenschaften und Verhaltensweisen in besonderer Weise gerecht wird – dabei ist es ganz gleich, ob Zweck und Verhaltensweisen von uns als moralisch richtig oder falsch bewertet werden. Ein Beispiel: „Ein guter Einbrecher knackt jedes Schloss“. Mit diesem Satz bringen wir zum Ausdruck, dass die Fähigkeit, jedes Schloss zu knacken, ein Bestandteil ist, der einen Einbrecher unter anderem ausmacht. Das heißt jedoch keinesfalls, dass wir das Schlösserknacken befürworten.

„Gut“ suggeriert in diesem Fall eine hohe Qualität oder Übereinstimmung mit unserer Vorstellung über das Nomen. Im Gegensatz dazu besitzt das Adjektiv „gut“ in dem Satz: „Ein guter Einbrecher passt auf, dass während seiner Beutezüge niemand zu Schaden kommt“ auch eine ganz andere Bedeutung, nämlich diesmal eine im moralischen Sinne. Das Adjektiv bezieht sich hier auf den Charakter des

Einbrechers, genauer gesagt auf das „Gute“, das heißt das moralisch zu Befürwortende in ihm. Wie sich die Bedeutung des Adjektivs „gut“ wandelt, und ob sie eine höhere Implikation in sich trägt, wird also erst aus dem ganzen Satzzusammenhang ersichtlich.

Anders sieht das bei der Formulierung „eine gute Tat“ aus: Hier richtet sich die Bedeutung des Wortes „gut“ nicht nach irgendwelchen beliebig von uns zu setzenden Kriterien oder Maßstäben, die erst im fortlaufenden Satz deutlich werden, sondern es besitzt automatisch eine höhere, feste Implikation, die unabhängig vom weiteren Wortlaut ist. Auch hier zwei Beispiele: In dem Satz: „Eine gute Tat hilft anderen Menschen, wieder glücklich zu sein“ hat „gut“ die gleiche Bedeutung wie in dem Satz: „Eine gute Tat vertuschte das Zustandekommen des Betruges“. Obwohl das Verb „vertuschen“ eine moralisch gesehen negative Konnotation beinhaltet, hat sich die Bedeutung der Formulierung „gute Tat“ nicht durch den weiteren Wortlaut des Satzes gewandelt wie weiter oben bei „guter Einbrecher“ geschehen.

Der Grund dafür, warum das Wort „gut“ in der Kombination „gute Tat“ seinen Sinn unabhängig vom zugehörigen Kontext beibehält, liegt im Wesen der Tat begründet, oder besser gesagt: im nicht genügend bestimmten Wesen der Tat. Wenn wir einen Einbrecher als gut bezeichnen können, ohne dass diese Bezeichnung eine moralische oder ethische Implikation enthalten muss (siehe Beispielsatz eins), liegt das daran, dass beide Bedeutungen des Wortes „gut“, nämlich seine auf eine hohe Qualität oder Angepasstheit hinweisende sowie seine moralische, auf ihn angewendet werden können. Eine Tat selbst besitzt erst einmal keine zu erwartenden Eigenschaften oder Fähigkeiten, die man mit ihr verbindet. Eine Tat wird von jemandem begangen, kann vieles sein, vieles bezwecken und vieles zur Folge haben. Deshalb kann es auch keine „gute“ Tat im Sinne eines guten

Schraubenziehers oder eines guten Bankkaufmannes geben, die die von ihnen erwarteten Eigenschaften und Funktionen besitzen. Bleibt also nur noch die moralische Bedeutung des Wortes „gut“ im Zusammenhang mit einer Tat. Worauf aber bezieht sich hier diese Bezeichnung?

Da zu einer Tat außer dem Tatbestand selbst unweigerlich auch immer eine Ursache bzw. Motivation und meist eine irgendwie geartete Auswirkung gehören, eröffnen sich auf den ersten Blick mehrere Möglichkeiten: So könnte es zum Beispiel sein, dass allein die Motivation, die hinter einer Tat steckt, über deren moralische Richtigkeit (und damit über „gut“ oder „schlecht“) entscheidet. Das würde bedeuten, dass wir es mit einer guten Tat zu tun haben, sobald die handelnde Person durch ihre Tat eine Veränderung der Situation einer anderen Person zum Positiven hin erhofft, was zugleich die Hauptmotivation der Tat ausmachen würde. Eine gute Tat wäre also nicht nur abhängig von dem begleitenden höheren Motiv, sie würde sogar allein durch dieses definiert. Man könnte auch sagen, bei einer guten Tat handele es sich um eine „Tat in guter Absicht“.

Angesichts des Beispiels der Geldspende, die einmal anonym und einmal aus Geltungssucht getätigt werden kann, könnte man sich natürlich auch fragen, ob es sich nicht auch dann um eine gute Tat handelt, wenn von der sie ausübenden Person bewusst positive Folgen für andere entweder erwartet oder aber wenigstens in Kauf genommen werden – egal, welche Hauptmotivation primär hinter einer Handlung steht, und ob diese zu den niederen oder höheren Beweggründen zu zählen ist. Man könnte auch lediglich bezwecken, für sich selbst durch eine helfende Tat die günstigste Situation zu erwirken. Die einzige Bedingung für die Bezeichnung „gute Tat“ wäre die Abwesenheit des Unbewussten und des Zufalls: Die handelnde Per-

son ist sich vor Ausübung der Tat über deren altruistischen Charakter im Klaren. Eine gute Tat wäre in diesem Falle also unabhängig vom Motiv und die Antwort würde lauten: Ja, hinter einer guten Tat kann auch durchaus ein böses Motiv stecken; denn es handelt sich um eine „Tat mit zu erwartenden positiven Auswirkungen auf andere“. Doch was, wenn sich aus einer Handlung heraus, ganz gleich mit welchem Motiv, zufällig, das heißt unbewusst, positive Auswirkungen für andere ergeben? Sind diese Handlungen dann nicht auch als „gut“ zu bezeichnen? – Schließlich ist es für den anderen, der sich in einer Notsituation befindet, in erster Linie irrelevant, ob sich seine Lage durch bewusste und geplante Hilfe oder durch zufällige Begleitfolgen einer Tat verbessert. Eine weitere Möglichkeit wäre also, bei der Beurteilung einer Tat nur deren tatsächliche, letztendliche Folgen zu berücksichtigen – und die zuvor als wahrscheinlich angenommenen Auswirkungen sowie die Motive außer Acht zu lassen. Hier wäre die gute Tat nicht nur unabhängig vom Motiv, sondern wir könnten ihr Entstehen überhaupt nicht in vollem Maße beeinflussen. Sie wäre ein nicht vorhersehbares Unterfangen, das wir höchstens versuchen könnten. Die genauere Bedeutung wäre in diesem Falle eine „Tat mit tatsächlich positiven Auswirkungen auf andere“. Die letzte Möglichkeit wäre, dass eine Tat nur dann gut ist, wenn sie sowohl mit einer höheren Motivation begangen und auf positive Folgen für andere gehofft wurde als auch tatsächlich positive Folgen für andere gehabt hat. Hier wäre die gute Tat abhängig vom Motiv und vom tatsächlichen Ausgang. Die genauere Bedeutung wäre in diesem Falle eine „Tat mit zu erwartenden positiven Auswirkungen auf andere, die dann auch tatsächlich eintreten“.

Wenn man nun die vier Möglichkeiten betrachtet und versucht, die am plausibelsten klingende von ihnen auszumachen, dann wird sich

dem Prüfenden bald ein Problem eröffnen, welches vor allem mit der Untersuchung der letztendlichen Auswirkungen zu tun hat.

Moralisch gut zu handeln bedeutet, so zu handeln, dass das Verhalten bestimmten zwischenmenschlichen Ansprüchen gerecht wird. Es soll also zu einem möglichst friedlichen und gerechten Zusammenleben auf sozialer Basis beitragen. Nun kann die Absicht, die hinter einer Tat steckt (i.e. die Motivation) gemäß dieser Definition ziemlich anschaulich auf ihre Moralität hin überprüft werden. Nehmen wir dazu noch einmal das Spendenbeispiel: Wer spendet, um notleidenden Kindern in Entwicklungsländern ein menschenwürdiges und hoffnungsvolles Leben zu ermöglichen, und dabei wenig bis keinen Wert auf die Bekanntgabe seiner Spende legt, mag dies meist aus Mitleid, schlechtem Gewissen und daraus resultierendem Pflichtgefühl tun. Diese Person wünscht sich, dass sie durch ihre finanzielle Hilfe dazu beitragen kann, dass es anderen besser geht. Solch eine Motivation genügt den oben genannten Maßstäben der Moralität. Sie wird deshalb von der Gesellschaft befürwortet – und als moralisch „gut“ befunden.

Wer hingegen als prominente Persönlichkeit auf einer Benefiz-Veranstaltung Geld spendet, um damit sein Image aufzupolieren und positive Schlagzeilen in der Öffentlichkeit zu machen (was natürlich nicht auf alle, jedoch auf einige bekannte Personen zutrifft), handelt aus Streben nach Anerkennung und Geltungssucht. Diese Beweggründe genügen auf keinen Fall den Maßstäben der Moral, da das Wohl der Mitmenschen nur als Mittel zum Zweck und nicht als Telos selbst dient. Sie können daher als „böse Motive“ bezeichnet werden, durch die es nur zu einem durch den Handelnden gebilligten anstatt zu einem beabsichtigten Altruismuscharakter der Tat kommt.

Bei diesem Beispiel sind auch die Auswirkungen der Spenden sehr leicht als „gut“ einzustufen – es kann wohl niemand bestreiten, dass das Geld, das für bestimmte wohltätige Zwecke gesammelt wird, einem sozial gerechteren und menschenwürdigeren Leben weltweit nur zuträglich ist. Es gibt allerdings auch durchaus Taten, über deren moralische Richtigkeit kein solch großer Konsens in der Bevölkerung vorhanden ist und bei deren Beurteilung Aspekte wie Ideologie, politische Zugehörigkeit, Erziehung, Kultur und viele andere Bestandteile des Kontextes eine wichtige Rolle spielen. In solchen Fällen fällt das Urteil viel schwerer, da die Subjektivität, die durch oben genannte Aspekte bedingt wird, eine pauschale Entscheidung verhindert: Jeder ist anderer Auffassung darüber, ob die Auswirkungen der Tat nun „gut“ oder „schlecht“ für die Gesellschaft oder einzelne ihrer Mitglieder zu nennen seien.

Wer hat nun also die Berechtigung, über die moralische Wertigkeit einer Tat zu urteilen? Zur Veranschaulichung auch hier zwei Beispiele: Wenn eine Tat genau dann gut wäre, wenn diejenigen, die ihre Auswirkungen unmittelbar erfahren, sich über letztere freuen, dann würde es theoretisch auch eine gute Tat darstellen, einem Süchtigen bei der Beschaffung seines Suchtmittels wie zum Beispiel einer bestimmten Droge behilflich zu sein. Dem Süchtigen wird der Handelnde als „guter Mensch“ erscheinen, da er durch ihn eine kurzfristige Verbesserung seiner (psychischen und physischen) Situation herbeigeführt sieht. Allerdings ist es überaus fragwürdig, ob die Tat wirklich gute Auswirkungen auf den Betroffenen haben kann, da sie die Abhängigkeit noch fördert und auf längere Sicht die Probleme des Betroffenen eher verschlimmern als verbessern wird. Ob die von den Auswirkungen betroffenen Personen selbst die Tat als positiv empfinden, kann also nicht der Maßstab für ihre moralische Richtigkeit sein. Ein viel diskutiertes Streitthema lässt sich ebenfalls gut als

Beispiel heranziehen: Wenn man die Gruppe der Soldaten betrachtet, die im Auftrag der deutschen Bundeswehr in das internationale Weltgeschehen eingreifen, dann wird es höchstwahrscheinlich völlig unterschiedliche Positionen dazu geben, ob ihr Handeln in seinen Auswirkungen nun „gut“ oder „böse“ ist. Viele vertreten die Ansicht, dass beispielsweise der Einsatz der deutschen Bundeswehr in Afghanistan keine guten Auswirkungen habe; unter anderem deswegen, weil der Rückhalt durch die dort lebenden Menschen fehle, die Bekämpfung der Taliban viele unschuldige Opfer aus der Zivilbevölkerung fordere oder auch, weil wir unser Land und vor allem unsere Soldaten damit gefährden würden. Ein anderer Teil der Bevölkerung meint hingegen, der Einsatz sei zu befürworten, da er unter anderem einen nicht zu verachtenden Beitrag zur Entwicklungshilfe leiste und Deutschland damit zur Demokratisierung beitrage – unser Land handle also eigentlich nur zugunsten des weltweiten Friedens. Auch unter den Soldaten selbst sind viele, denen es schwer fällt, die Richtigkeit ihres Handelns einzuschätzen. Neben denjenigen, die den Einsatz schlicht als ihre Pflicht betrachten, stellt er für viele von ihnen ein Handeln aus innerer Überzeugung dar. Sie nehmen an dieser gefährlichen Mission teil aufgrund eines Gefühls der Verantwortung bezogen auf Moralvorstellungen oder Werte, die sie in Gefahr sehen. Ist der Einsatz nun eine „gute Tat“ Deutschlands, oder fordert er am Ende mehr Opfer, als er den dort lebenden Menschen Nutzen bringt?

Es wird deutlich, dass es oft eine ungeheuer komplizierte und komplexe Aufgabe ist, alle Auswirkungen einer Tat zu untersuchen und sie letztendlich als „gut“ oder „schlecht“ zu bezeichnen – zu komplex, als dass es uns bei manchen von ihnen wirklich gelingen könnte. Die Auswirkungen, die eine Tat in letzter Instanz haben wird, können oftmals überhaupt nicht zuverlässig vorausgesagt werden, da eine solche Voraussage die Abwesenheit von Zufall und Determinismus

sowie die Kenntnis aller in Zukunft noch erfolgenden Ereignisse bedingen würde. Meist geschehen noch eine Reihe von unerwarteten Zwischenfällen, gewisse Personen reagieren eventuell anders, als wir beim Ausführen unserer Tat angenommen haben, unendlich viele Faktoren interagieren miteinander, sodass man am Ende kaum mehr sagen kann, welche Folgen wirklich durch welche Tat hervorgerufen wurden. Und selbst dann, wenn man die Möglichkeit hat, konkrete Auswirkungen nachzuvollziehen – oft liegt es im Auge des Betrachters, ob diese im Endeffekt als positiv oder als negativ zu beurteilen sind. Dies kann man am Beispiel Afghanistans, stellvertretend für so viele seiner Art, hervorragend erkennen.

Wenn wir also handeln, können wir das niemals mit der vollen Gewissheit tun, dass unsere Tat am Ende auch wirklich zu ausschließlich guten Folgen für das Leben anderer Menschen geführt haben wird. Wir sind nicht allwissend und schon gar nicht allmächtig, und viele unserer Entscheidungen stellen sich womöglich später als Fehlentscheidungen heraus. Vor allem der Einfluss starker zwischenmenschlicher Gefühle wie Liebe oder Freundschaft ist in der Lage, unser Urteilsvermögen erheblich herabzusetzen – wie schon angesprochen eventuell sogar so weit, dass es uns als gut erscheint, wenn wir einem abhängigen Freund oder Partner helfen, seine Sucht zu befriedigen; selbst wenn wir es rational gesehen besser wüssten. Deshalb wird eine Tat, die immer wesentlich durch ihre Motive bestimmt ist, für mich erst dann zu einer guten Tat, wenn sie in guter Absicht vollzogen wird. Moralisch gut zu handeln setzt meiner Meinung nach Bewusstsein voraus: Mein Handeln habe ich anhand meiner zu Maximen erkorenen Maßstäbe ausgerichtet und kann es daher mit meinem Gewissen vereinbaren. Gleichzeitig sollte die Überzeugung dahinter stehen, dass meine Maximen auch den Ansprüchen der restlichen Gesellschaft genügen und einem friedlichen

sowie gerechten Zusammenleben dienlich sind. Eine gute Tat mit einem „bösen“ Motiv kann es folglich nicht geben; denn obwohl eine solche Tat in ihren Auswirkungen vielleicht von manchen Menschen als gut und hilfreich empfunden wird, fehlt ihr dennoch die moralische Komponente. Das Motiv darf bei der Beurteilung menschlichen Handelns niemals außer Acht gelassen werden, wenn das größte Ziel dabei das Wohlergehen möglichst vieler Menschen zugleich ist. Die Auswirkungen unseres Tuns zu beurteilen, fällt uns nicht immer leicht – wir können lediglich versuchen, nach bestem Gewissen zu handeln und unser Handeln mit den gleichen Maßstäben zu messen, wie wir sie auch bei unseren Mitmenschen ansetzen.



3. Preis (Altersgruppe 2)

Katharina Trettenbach, 17 Jahre, Weiden (Bayern)

Was ist eigentlich Zeit?

So klar die Frage umrissen ist, so wenig ist es die Antwort. Diese Aussage soll nicht bedeuten, sich um letztere einfach zu stellen, vielmehr entstammt diese wahlweise schwammige bis diplomatische erste Feststellung einer sehr grundlegenden Ratlosigkeit, hervorgerufen durch die Beobachtung, dass Zeit vor allem ein sehr vager, eben wahlweise schwammiger bis diplomatischer Begriff ist, sehr dehnbar und sehr großzügig.

Aber zunächst ist und bleibt sie ein Begriff, die Zeit, ein Wort, und vor allem eine sprachliche Ungenauigkeit erster Güte. Eine Ungenauigkeit, die befürchten lässt, in der Zahl ihrer Bedeutungen sogar Vokabeln wie das griechische *logos* weit hinter sich zu lassen. Übertreibung? Leider nicht. In unserer Sprache fungiert die Zeit als Platzhalter für alle erdenklichen Inhalte:

Wer beispielsweise wahrzunehmen glaubt, die Zeiten änderten sich, attestiert ja auch nicht der Welt, einen Schritt oder eine Drehung zugelegt zu haben, oder dass eine Sekunde nur noch halb so lang dauere wie bisher. Vielmehr will er zum Ausdruck bringen, dass seine Umwelt sich verändere beziehungsweise die Welt ihr Gesicht, in ihren Ansichten, Gewohnheiten und Neuerungen. Die Zeit wird hier gleichgesetzt mit Menschheit, Gesellschaft oder auch der öffentlichen Meinung: Was früher verpönt war, ist heute alltäglich; ergo, die Zeiten haben sich geändert. Haben sie? Oder ist es nicht eher an der Zeit, dass die Zeiten sich endlich einmal ändern? Diese Frage soll

hier kein sprachliches Verwirrspiel einläuten, sondern nur ein anderes Fallbeispiel der Zeit als Sprachphänomen zitieren: Jeder dürfte mit der Redensart „Es ist an der Zeit“ vertraut sein. Auch wenn die Verallgemeinerung, die Berufung auf jeden, wahrscheinlich philosophisch unzulässig ist, trotzdem weiter im Text: „Es ist an der Zeit“ meint nichts anderes als, es wäre ein günstiger Augenblick, ein rechter Zeitpunkt für eine schon überfällige Sache, schlicht eine gute Gelegenheit. Anders dagegen verhält es sich schon allein mit der Ankündigung „Es ist Zeit“, die fallweise ebenso verwendet wird – oder auch nur die Uhrzeit einer tendenziell gewohnheitsmäßigen Handlung angibt, zum Beispiel: „Es ist sieben Uhr. Zeit aufzustehen.“ Wobei die Grenze zugegeben fließend ist, da auch die Gewohnheit (Aufstehen, Mittagessen etc.), nur lange genug hinausgezögert, schnell zur obigen, bald überfälligen Sache avanciert.

Nicht viel eindeutiger geht es bei der häufigen Frage zu, ob jemand „Zeit hat“. Denn diese fragliche Zeit definiert sich vor allem darüber, was sie nicht ist, beispielweise ein verplantes Wochenende oder ein übervoller Terminplan, den der abgehetzte Besitzer „mit Blick auf die Zeit“ abarbeitet, was wiederum im Grunde nichts anderes bedeutet als mit Blick auf die Uhr und den hoffnungslos zugekritzelten Terminkalender. Vielleicht, weil er versucht, immer „am Puls der Zeit“ zu sein? Also auf dem Laufenden zu sein, sich immer an aktuellen Tendenzen zu orientieren? Sollte man sich nicht vielmehr nach dem richten, was längst „zeitlos“ ist? Was – nur keine Panik – lediglich einen anerkannten Klassiker beschreibt, und nicht etwas, das es gerissenweise fertiggebracht hat, dem Diktat der physikalischen Zeit zu entwischen.

Apropos Physik – was unterscheidet die physikalische Zeit von dem Begriff der Zeit? Wo sich das Wort Zeit in der Sprache als Lückenfüller für verschiedene Sachverhalte erweist, zeichnet sich die natur-

wissenschaftliche Zeit vor allem als Lückenfüller für Formeln in allen möglichen Zusammenhängen aus: Die Zeit wird hier zur Berechnungsgröße und sorgt beispielsweise dafür, Strecken, Beschleunigung und Geschwindigkeiten bei genügend bekannten Werten voraussehbar, planbar, weil berechenbar zu machen. Die Zeit ist hier weniger Wort als Zahl, sie ist ein Mittel, um empirische Zusammenhänge auszudrücken. Die Zeit als natürlicher, gegebener Rahmen wird auf einen Buchstaben in einer Gleichung zusammengefasst, der beispielsweise veranschaulichen soll, warum ein Körper mit der doppelten Geschwindigkeit auch die doppelte Strecke zurücklegt. Oder zurücklegen sollte.

Denn müssen wir uns nicht eingestehen, dass eine beträchtliche Diskrepanz herrscht zwischen der ideellen, mathematischen Zeit und der tatsächlich messbaren? Diese ideelle, mathematische Zeit – sie stellt eine Festlegung dar, wie wir sie in einem empirischen Versuch wie einer Geschwindigkeitsmessung nie erfassen: Auf dem Papier mag die Größe einer völlig exakten Sekunde existieren, einer Zeitspanne ohne jegliche Nachkommastellen. Aber in unserer erfahrbaren Umwelt ist die gemessene Sekunde nur ein Kompromiss, den wir mit der Genauigkeit unserer Messinstrumente schließen müssen. Sicherlich, wir können die Zahl der Nachkommastellen unserer hypothetischen Messung durch technische Fortschritte zu einer immer längeren Liste erweitern, allerdings legt diese Liste dann die Befürchtung nahe, dass man sie theoretisch ad infinitum fortführen könnte. Die physikalische Zeit lässt sich hier mit einer Funktion vergleichen, die sich der X-Achse immer weiter annähert, sie jedoch niemals schneidet: Man kann die Größe des Moments, der Gegenwart immer kleiner und kleiner definieren – erstens, ohne je zum Ende zu kommen, nur immer kleinere Werte erhaltend, und darum zweitens, ohne je bei Null, beim Nichts anzukommen.

Insofern beschreibt die naturwissenschaftliche Zeit eine Analogie zu unserer Hilfsvorstellung der Atome: Dem Namen nach als kleinste mögliche Einheit gedacht, lassen sie sich mithilfe von Forschung als Ansammlung immer kleinerer Bestandteile enttarnen. Was als unteilbar angenommen war, stellt sich vielmehr als immer-weiter-teilbar heraus, und letztlich verhält es sich so auch mit der Größe des Moments, wesentlichem Bestandteil der Zeit. Oder ist sie das nicht, die Zeit – eine Aneinanderreihung von Momenten? Sprachlich vielleicht, naturwissenschaftlich allerdings kennt die Zeit keine Pausen, keine Stopps, stattdessen begreifen wir sie als fortlaufend, kontinuierlich. Eine Abfolge kleinster Einzelbausteine scheidet demnach als Natur der Zeit aus.

Allerdings ist es auch ein großes Wort, vom Wesen der Zeit selbst zu sprechen: Ein abstrakterer Betrachtungsgegenstand lässt sich wohl nur schwer finden. Oder etwa nicht? Nachdem wir gelernt haben, mit der Zeit zu rechnen, sie zu berechnen, soll sie noch immer bis zur Unbegreifbarkeit abstrakt sein? Mehr als das. Sie ist un(be)greifbar, nicht sichtbar, nicht spürbar, sie entzieht sich unserer Wahrnehmung konsequent. An dieser Stelle mag jemand einzuwenden haben, dass es uns doch möglich ist, wenn schon nicht die Zeit „an sich“, dann doch ihre Auswirkungen zu erfahren: Sozusagen die „Zeichen der Zeit“, wie die angesprochene erhöhte Geschwindigkeit nach Beschleunigung, oder überall beobachtbare Wachstums- oder Alterungsprozesse in der Natur. Allerdings – diese Wahrnehmungen einfach als Auswirkungen der noch nicht aufgelösten Variable Zeit zu deklarieren, erscheint zu voreilig, als zu bedenkenlos aufgestellter Zusammenhang, macht man sich bewusst, wie wenig bis gar keine Aussagen wir über ihr Wesen treffen können. Wir können nicht sagen, ob oder aus welchen chemischen Elementen sich die Zeit zusammensetzen könnte, wir können sie nicht einmal Materie nennen,

weil sie für die menschliche Wahrnehmung schlicht eine Nummer zu groß ist. Die Zeit – abstrakt, weil für uns immateriell und vornehmlich ein großes Rätsel. Ganz egal, ob wir uns nun mit einer mathematisch-ideellen Zeitauffassung beschäftigen oder mit der für uns messbaren Zeit.

Auch wenn letztere im Alltag die vermutlich größere Rolle spielt: Immerhin, im täglichen Leben entwickelt sich die Zeit oftmals zum Synonym für die Uhr.

Zeit als Häufung von Stunden, Jahren, Sekunden, auch Augenblicken oder Wimpernschlägen. Anders ausgedrückt: Worauf es im Alltag ankommt, ist die Zeit-Einteilung. Wir unternehmen den Versuch, das Leben zu ordnen, indem wir uns selbst einen gleichmäßigen Takt der Minuten, Sekunden, Wochen et cetera verordnen, indem wir Zeiträume und Zeitzonen festsetzen. Demnach dient die Zeit als ein Metronom, nach welchem wir uns richten (müssen). Und somit ist sie unbestechlich, vor der Zeit sind alle gleich, für niemanden von uns drehen sich die Uhren schneller, der Tag hat für uns alle 24 Stunden à 60 Minuten à 60 Sekunden ...

Und daran ändert sich auch dann nichts, wenn unser Zeitgefühl uns wieder einmal täuscht. Unser persönliches Zeitempfinden ist erfahrungsgemäß unzuverlässig: Wer kennt das nicht? Dass sich eine unangenehme Aufgabe schier endlos in die Länge zieht? Dass die Zeit bis zu einem mit Vorfreude und Spannung erwarteten Ereignis einfach nicht vergehen will? Dass es so scheint, als ob sogar der Sekundenzeiger auf dem Ziffernblatt jede Bewegung verweigert? Auf der anderen Seite sind wir bestimmt auch alle mit dem gegenteiligen Phänomen vertraut, nämlich, dass der Urlaub viel zu kurz war, die Ferien sowieso, dass am Ende des Wochenendes, das doch gerade erst angefangen hatte, schon wieder die Aussicht auf einen arbeitsreichen Montag wartet ... Mit anderen Worten, wir alle kennen das

Phänomen, dass eine angenehm verbrachte Zeitspanne anscheinend viel zu schnell vorbeigegangen ist (das heißt, sollte die eigene Zeit eben noch nicht als beliebtes Diebesgut dem Terminplan zum Opfer gefallen sein oder der überoft zitierten Schnellebigkeit „unserer Zeit“, welche uns diesen Terminkalender erst (über)füllt). Frei nach dem Motto: „Die Zeit flieht“ – leider immer dann, wenn man es gerade nicht will ...

Überhaupt fallen Zeit und Geschwindigkeit in unserem Leben heute gerne zusammen, zumindest da man über beides gleichermaßen oft und gerne lamentiert ... Insofern, hat sich die Zeit durch ihren Verlust (wie drastisch auch immer dieser letztendlich ausfallen mag) das Prädikat besonders wertvoll erworben, und dazu den Ruf der Rarität: Zeit als seltenes Gut, das man darum umso höher schätzt.

Und das ganz gleichgültig, wie wenig wir letzten Endes über sie wissen. Denn um ehrlich zu sein, schrumpft unser Wissen über die Zeit – was sie ist und was sie ausmacht – auf die Summe unserer Fragen diesbezüglich zusammen. Und das heißt nichts weniger, als dass wir wieder am Anfang stehen. Also, was können wir abschließend sagen? Über die Zeit selbst herzlich wenig, auch wenn wir es offensichtlich fertig bringen, andauernd von ihr zu sprechen. Wenn wir Bilanz ziehen, steht unterm Strich das Eingeständnis, dass die Zeit uns noch viele Rätsel aufgibt. Um es vorsichtig auszudrücken. Ganz abgesehen von den Rätseln und Fragen, die sie in ihrem Schlepptau hat:

Was ist Ewigkeit? Die unendliche Fortführung von Zeit? Ihre Abwesenheit? Hat die Zeit irgendwann begonnen? Wenn ja, was kam davor? Und auf der anderen Seite, wie soll sie schon immer dagewesen sein? Existierte die Zeit also, bevor die Welt existierte? Und dann wiederum: Was ist die Welt? Und ganz egal ob es einen An-

fang der Zeit gegeben hat, gibt es ein Ende? Dann natürlich: Was kommt danach?

Doch diesen Fragen lässt sich nicht eben leichter auf den Grund gehen, allein deswegen, weil wir neben dem Zeitbegriff auch zu viele andere Parameter dieser Gleichung nicht festgelegt haben. Oder wer kann schon von sich behaupten, erfasst zu haben, was Ewigkeit ist? Oder was es letzten Endes bedeutet, zu existieren? Eng damit verbunden, was denn Wirklichkeit ist oder die Welt? Außerdem wird es auch dadurch nicht leichter, sich diesen Fragen zu stellen, dass die menschliche Vorstellungskraft bei einigen an ihre Grenzen stößt: Nun einmal von klein auf daran gewöhnt, dass Dinge Anfang und Ende besitzen, stößt sich der menschliche Verstand an der Vorstellung, dass etwas schon immer da gewesen sein soll beziehungsweise nie ein Ende findet. Ebenso schwer fassbar ist für uns die Wirklichkeit, nachdem wir im Laufe unseres Lebens unsere Erkenntnisfähigkeit als begrenzt erfahren müssen.

Um zum Ende zu kommen: Die Zeit ist und bleibt eine Gleichung mit (noch) zu vielen Unbekannten. Sie zu lösen, wird uns bestimmt noch eine Weile beschäftigt halten. Im Moment ist der Begriff der Zeit eine sprachliche Annäherung an alles, was uns überfordert. Auch deshalb wird das Phänomen der Zeit seine Faszination auf uns so schnell nicht einbüßen. Hoffentlich nicht. Denn wie alle Fragen ist auch die Frage nach der Zeit zuallererst eine Einladung dazu, die Antwort(en) zu finden.

Die wissenschaftliche Projektleitung

Die wissenschaftliche Projektleitung des Wettbewerbs liegt bei Prof. em. Dr. Detlef Horster.

Prof. Dr. Horster ist verantwortlich für die wissenschaftliche Vorbereitung des Wettbewerbs und die Koordination der Juryarbeit. Gemeinsam mit den Preisträgern des Jahres 2009 formulierte er die Wett-



bewerbsfragen für das Jahr 2011. Wie schon im vorangegangenen Wettbewerb, richtet er das Augenmerk vor allem auf Fragestellungen, die auf die Bedürfnisse junger Menschen nach Orientierung in ihrer Lebenswelt abgestimmt sind. Aktuelle gesellschaftspolitische Themenfelder wurden in den Fokus der philosophischen Betrachtung gerückt, um jungen Menschen Anreize zu geben, sich damit kognitiv auseinanderzusetzen.

Das Philosophiewochenende in Norden/Ostfriesland, an dem alle Preisträger(innen) teilnehmen, wird von Prof. Dr. Horster vorbereitet und durchgeführt. Unterstützt wird er dabei von Ailine Horn und Simon Lohse M.A. Das Treffen in Norden wird vom 7. bis 10. Juni 2012 stattfinden.

Die Jury

Die Jury für den Philosophiewettbewerb „Jugend denkt“ setzte sich aus folgenden Personen zusammen:

Prof. Dr. Elfriede Billmann-Mahecha
*Universität Hannover, Institut für Psychologie und Soziologie in den
Erziehungswissenschaften*

Dr. Jens Gundlach
Redakteur und Journalist, Hannover

Prof. Dr. Cornelia Klinger
Philosophin, Institute of Human Science, Wien

Prof. Dr. Ekkehard Martens
Philosoph, Universität Hamburg, Fachbereich Erziehungswissenschaften

Prof. Dr. phil. Dr. h.c. Thomas Ziehe
Universität Hannover, Institut für Erziehungswissenschaften

Wir danken allen Jurymitgliedern herzlich für ihr geleistetes Engagement und die reibungslose Zusammenarbeit.



Simon Lohse, M.A.; Prof. Dr. Elfriede Billmann-Mahecha; Prof. Dr. Ekkehard Martens; Dr. Jens Gundlach



Anja Römisch; Prof. em. Dr. Detlef Horster; Prof. Dr. Comelia Klinger; Prof. Dr. Thomas Ziehe

Die Stiftung Kulturregion Hannover

Die Stiftung Kulturregion Hannover fördert Kunst und Kultur in der Region Hannover. Im Stiftungsbesitz befindet sich das Schloss Landestrost in Neustadt a. Rbge., dessen Erhalt und Pflege ebenfalls zu den Stiftungsaufgaben gehört.

Im Bewusstsein, dass ein gutes und vielfältiges Kulturangebot ein wesentliches Kriterium für das Wohlbefinden der Menschen in der Region Hannover und ihre Identifikation mit ihrem Lebensumfeld ist, fördert die Stiftung Projekte, die in der Region Hannover initiiert wurden oder hier ihre Wirkung entfalten. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf Vorhaben gerichtet, die sich durch neue Ideen auszeichnen und die eine hohe künstlerische Qualität erkennen lassen.

Mit der Ausschreibung von Preisen, Stipendien und Wettbewerben setzt die Stiftung markante Schwerpunkte in ihrer Stiftungsaktivität, die auch über die Region Hannover hinausweisen. Talentierte Künstler, Filmemacher und Jugendliche werden damit gezielt angesprochen und in ihrer Weiterentwicklung unterstützt.

Der Wettbewerb „Jugend denkt“ zählt zu dieser Kategorie von Fördermaßnahmen.

Das gesamte Förderspektrum der Stiftung ist einzusehen unter: www.stiftung-kulturregion.de.



Stiftung Kulturregion Hannover
Postadresse: Aegidientorplatz 1, 30159 Hannover
Besucheradresse: Osterstraße 63, 30159 Hannover
Tel.: 0511/3000-2050; Fax: 0511/220610-12
E-mail: anja.roemisch@stiftung-kulturregion.de
www.stiftung-kulturregion.de